

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

20/21

März 1994

Lutz Mai: Längerer Brief zum Weitermachen???? 3 ■ Erik Porge: Freud, Fließ und seine schöne Paranoia 23 ■ Dieter Hombach: Zur Logik selbstorganisierter Systeme Dritter Teil 55 ■ Norbert Haas/Vreni Haas/Hans-Joachim Metzger/Hans Naumann: Restorfer Gespräch über die Lacan Edition, Herbst 92 73

ABBILDUNGEN: Umschlag vorne aus: Gregor Reisch: Margarita philosophica, Freiburg:
Johann Schott 1503; Seite 54 und Seite 72 aus: Johannes Widmann von Eger: Behede
und hubsche Rechenung auff allen Kauffmanschafft. Leipzig: Conrad Kacheloffen
1489.

Herausgegeben von Norbert Haas, Vreni Haas, Lutz Mai und Hans
Naumann

Redaktion dieses Heftes: Norbert Haas

Satz: schreib- und satzstudio schwarz auf weiss, Berlin

Druck: Pro Business DIGITAL PRINTING, Berlin

Printed in Germany

ISSN 0344 8274

© 1994 Verlag DER WUNDERBLOCK

Konstanzer Straße 11, D-10707 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

LÄNGERER BRIEF ZUM WEITERMACHEN ????

Lutz Mai
Berlin / Bodrum
Januar 1993

I.

DIE NACHZUSTOTTERNDE WELT
bei der ich zu Gast
gewesen sein werde, ein Name,
herabgeschwitzt von der Mauer,
an der eine Wunde hochleckt.

Paul Celan

Der Präsident hatte gesagt: *Reich des Bösen*. In seinem Land hat der „pursuit of happiness“ Verfassungsrang. Der Präsident hatte sich, als er noch Gouverneur war, ziemlich dafür interessiert, Angela Davis in die Gaskammer zu schicken. Um nicht immer alles zu vergessen. Harmagedon ist zu Staub geworden und: Leben wir nun im Paradies, einer Welt ohne Hölle auf Erden? Werden die Löwen Gras fressen und die Hyänen? Stehen Leviathan und Schor-ha-Bar jetzt auf dem Speisplan der Gerechten und Frommen? Neue Erde?

Bankrott, nicht einmal mehr genügend Konkursmasse, so brach der Ostblock zusammen. Ein Bankrott ist nicht die Welt. Nur bildete dieser Block die widerlagernde Strebe in dem Gefüge der Ordnung der Welt. Kein Niemandsland, sondern Halt, so wie der Himmel sich in der Hölle gründet. Und wenn's die Hölle nicht mehr gibt, stürzt der Himmel auch ein, so einfach ist das und auch ein Trost. (Irgendwo in Leipzig las ich, an die Wand gesprüht: Der Kap. hat nicht gesiegt, er ist nur übriggeblieben.) Die Überzeugung, daß die Wissenschaft als Krone der Menschheitsgeschichte die Chose schon richten werde, alles ist machbar und auch die Spielart wissenschaftlicher Sozialismus wird nicht mehr so hoch gehandelt.

Dem lausigsten Denker kommen heute schon Zweifel angesichts der Vorbereitungen, ein paar Milliarden Chinesen mit einer Autoindustrie auszustatten, die 2.000.000 Fahrzeuge pro Jahr herstellen kann. „Denken Sie mal, das Klima, die Erwärmung der Atmosphäre; und ob die Stürme dieses Winters nicht schon ein böses Zeichen sind?“ An den Grundlagen wird noch kaum gerüttelt, es wird weiter von Energie geredet, deren Menge pro Kopf das Maß der Zivilisation sei. Als hätte es Hiroshima nicht gegeben, mit einer Energie pro Kopf so hoch, daß sich die bloßen Schatten der Menschen in den Beton brannten und Tschernobyl nicht, wo... Unverdrossen wird weiter an Moral gehäkelt in der Hoffnung auf Bändigung, letzten Endes Gewalt... Und manchen Psychoanalytiker sieht man auf der Suche nach bleifreier Libido, um seine Variation der Kur aufrechterhalten zu können: Kraft durch Freude, bumms mal wieder! So, als ob die Menschen nicht vor allen Dingen eines wären: Abweichung, und die Libido vor allen Dingen eines nicht: Kraft.

Ein Gefüge, dessen Mörtel nicht Rivalität, Wettbewerb, sondern Feindschaft, Aggressivität war: Fortschritt, unaufhaltsam. Durch Nacht zum Licht, vom Barbarentum zur Zivilisation, vom Wilden zum modernen Menschen. Fortschritt wie ein Stoßtrupp, Ziel: die Apokalypse, Endzeit, Zeitende, Neue Erde. „Von der Feinheit einer Fehlhandlung“ spricht Freud und von der Spottgestalt des „Säuglings mit Brille“, Traumecho auf die Behauptung der intellektuellen Künstlichkeit des Unbewußten und relativiert so den Fortschrittsbegriff: die Entdeckung des Feuers verdankt sich ebensowenig dem Zufall wie die Entdeckung der Strahlen im nicht sichtbaren Bereich, sondern beides ist zeitlos auf der Höhe ein und derselben Anstrengung, deren Eckbegriffe Begehren, Wiederholung, Arbeit, Symptom lauten. Und keiner weiß, was die größere Erfindung war. Der Faustkeil aus Stein ist eben keine rohe Leistung, Zufallsprodukt gar, sondern ein Werk, Schöpfung, das mit den gleichen Mitteln herzustellen sogenannte „Zivilisierte“ sich bis an die Grenzen der Unmöglichkeit schwertun. Und was ist die Erfindung eines Turboladers gegen die Konstruktion des Rades, vorausgesetzt wir erkennen auch darin die Früchte der Bemühung des Geistes? Wir haben bloß die Neigung, dem Zufall in der Zivilisation denselben Rang einzuräumen, den er im Roman einer jeden Neurose einnimmt.

„Wo Es war, soll Ich werden“. Die Trockenlegung der Zuiderzee. Joris Ivens hat darüber einen Film gemacht: „Nieuwe Gronden“ (1934). Neue Erde. Ein Film über die Mühe und Plage der Trockenlegung: der Bau des Schutzdammes, die Deichschließung, die Urbarmachung des versalzeneu Bodens und im Schlußteil die Ernte.

Es ist ein beeindruckender Film, schon alleine wegen des wechselnden Rhythmus. Der Schlußteil ist eine Montage aus Wochenschauen. Er zeigt, wie das so mühsam gewonnene Getreide von zornigen, empörrten Menschen ins Meer geschüttet wird. Es war nicht absetzbar in den Zeiten der Weltwirtschaftskrise. Dieser Film ist ein schmerzender Kommentar zu dem ersten, euphorischen Versuch unter dem Titel „Zuiderzeewerken“ (1929). Zwischen beiden Filmen liegt die erste Reise von Ivens in die Sowjetunion.

In „The camera and I“ schreibt Ivens, wie die französische Filmzensur reagierte, der er den Film vorgelegt hatte: „Wir haben Ihre Filme „Die Brücke“ und „Regen“ gesehen und kennen Ihren Rang in der Filmkunst und jetzt bringen Sie uns diese „Neue Erde“. Wir können diesen Film nicht zeigen, es gibt darin zuviel Wirklichkeit.“¹

Kumulativer Fortschritt ist ein Abkömmling des sogenannten „Ich“, endlich endlich , wenn auch um dem Preis einer doppelten Entfremdung. Nur so geht es ständig aufwärts in der Art von Peterchens Mondfahrt. Auf den Parties des Zeitgeistes ist die schwerelose Mondlandschaft schon erreicht. In weiten Kreisen der modernen Psychoanalyse von Lacoste zu Lacan und vor allen Dingen zurück – übrigens auch. Mit einem Gebäude psychoanalytischer Theorie, die aussieht wie eine Kuh, die Trockenmilch gibt. Anders kann ich mir das bräsig behagliche Kopfnicken nicht erklären, wenn es um den Skandal geht, der in der Behauptung des Spiegelstadiums steckt. Ich erinnere mich gut der vergangenen und zukünftigen Seminare und ähnlicher Veranstaltungen, in denen eine Auseinandersetzung mit dem Entwicklungsbegriff zu der Erkenntnis führte, daß das Ideal der vollen Genitalität der Introduktion des Führerprinzips im Politischen entsprach, psychoanalytischer Lebensborn; aber beim Bier nach dem Seminar tönte es dann: dieser oder jener Patient habe nun noch das Spiegelstadium zu durchlaufen!

Ob die Neuzeit, deren Effekte sich ganz wesentlich in einer Beschleunigung der Zeit niederschlagen, sich einer Transformation

der Bedeutung dieses „Ich“ verdankt, vorsichtig ausgedrückt? Ein faszinierend Ding, gewiß, aber es kann dennoch nicht vergessen machen, daß weder über die Geburt noch den Tod ein „Bewußtsein“ existiert. Altbekannter Gedanke, in die Nähe der „signifikanten Kette“ gerückt.

Vielleicht ist's da ein Fortschritt, wenn einer sagen kann: „The show must go on“ und nicht mehr vom „ewigen Leben“ und der „Auferstehung des Fleisches“ reden muß, vielleicht. Da gibt es vor allen Dingen im Deutschen nämlich anderes Kaliber. Wenn etwa der Lieblingsphilosoph der deutschen Misanthropen vorwegnimmt, was der Führer seinem Bormann diktierte. „Die Schrecken des Todes beruhen zum Theil auf der falschen Vorstellung, daß jetzt das Ich verschwinde, aber die Welt bleibe. Die umgekehrte Vorstellung ist die wahre: die Welt verschwindet, aber der innerste Kern des Ich, in dessen Vorstellung sie existiert, bleibt: der Wille.“² Gute Reise jedenfalls! Aber immerhin, noch ist nicht alles eins: die wehmütig stimmenden Reste anderer Zivilisationen lassen ahnen, daß es andere Transformationen gibt; in der „Psychopathologie des Alltags“ könnte man nachlesen, wie sehr Freud die andere Auffassung von Leben und Tod berührt hat, die er bei den Muselmännern vom Balkan fand. Da kam ihm – ausgerechnet – der Signorelli abhandeln, für einen Moment. Zum Beispiel.

Die Neuzeit beginnt mit einer Anstrengung um den Raum unter dem Aspekt seiner Beherrschbarkeit: die Entwicklung der Zentralperspektive, das Unternehmen des Christoph Columbus, die Vertreibung der Juden aus Spanien, Descartes' Studien über die Geometrie der Optik, seine Arbeit als Geodät, von der Pilgerfahrt zur Reise, die Liste läßt sich fast beliebig verlängern: Raumfragen. So heteroklit.

Verdammt schwer auszumachen, ob diese Epoche sich neigt, zu Ende geht. Auch eigentlich gleichgültig, wenn's nur gelingt, nicht gleich die ganze Welt zum Verschwinden zu bringen. Aber eins läßt sich doch sagen: dieser ganze Schwindel mit der Beherrschung des Raumes und dem gekrönten Ich ist an einen Punkt gekommen, an dem Differenz meistens als rassistische Diskriminierung erscheint. Das ist nicht mehr akzidentell und vor allen Dingen kein Scherz. „Who is enjoying the shadow of whom“, fragte der Duke einmal, nachdem er Marshal McLuhan recht gegeben hatte: „the whole world is going oriental“³.

Mir hat sich ein Bild eingebrannt: Das schwarze Gesicht von Jimi Hendrix über seiner weißen Fender Strat. Mein Gott, das war was. Kritiker haben gefragt, ob Jimi nun wirklich mit den Zähnen gespielt hat. Kritiker fragen immer so was. Seine Antwort: „Die Idee hatte ich in einer Stadt in Tennessee. Da unten, da mußt Du einfach mit den Zähnen spielen, wenn Du nicht erschossen werden willst. Da unten liegen überall auf den Bühnen ganze Batterien von Zähnen herum.“ In a white room with black curtains...

Und es hatte geheißen: „Negermusik“ und „wie die Wilden“ aber eine leise Stimme fiel in die Stecknadelstille, als wir Vodoo Child gehört hatten: „Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden...“ Auch so, übrigens, kann man zur Psychoanalyse kommen.

Mehr als zwei Dezennien meines Lebens habe ich bislang mit der Psychoanalyse verbracht und dernach Mottenpulver müffelnde Schleier edler Motive lüftete sich oft genug. Und oft genug bekam ich den sicheren Eindruck, daß auch das teuerste Parfüm noch in irgendeiner Ecke nach Pisse riechen muß, damit es verkäuflich ist. Aber, zum Trost: immerhin ein Parfüm. Dies ist der Weg der Kultur, besser, um diesen alldeutschen Begriff zu vermeiden: der Zivilisation.

Wie kurz diese Wegstrecke ist, seit wir mit Hilfe der Einführung des aufrechten Ganges unsere Nase aus dem Anal- und Genitalbereich unserer Gefährten in die frische Luft, himmelwärts erhoben, zeigt ein kurzer Blick auf die Geschichte unseres Jahrhunderts und seine Abermillionen, wie man ihnen hinterherwirft, „sinnlosen“ Toten und nicht weniger Verkrüppelten. Einschließlich jener Hunderttausende junger Menschen, die nie Eltern werden dürfen, weil sie so verstrahlt sind, daß sie nur noch Monster gebären. Ein paar hundert Kilometer von hier. Mit Bitterkeit und Verzweiflung werden wir hier Lust erkennen: das Begehren des Wissenschaftlers. Und kein Subjektivismus wird uns helfen.

Und was oder wer gibt uns das Recht zu der Chuzpe, den Dr. Frankenstein alias Dr. Mengele als standeswidrigen Sonderfall aufzufassen, der durch eine Kammer und eine Ethikkommission im Zaume zu halten wäre? Nierenbomben nach Bangladesch, für ein paar tausend Mark haben Sie binnen zwei Wochen eine neue Niere. Und Sie haben auch noch einen Eingeborenen glücklich gemacht. Man kann sich manches ausmalen, die mengelesche Rampe betreffend und die Lager, in denen man damals nur Goldzähne, Haare und Haut verwerten

konnte... Und heute? Welchem gnädigen Schicksal haben wir zu danken, daß es erst 50 Jahre später möglich wurde, Organe zu verpflanzen? Organlager. Was wird kommen?

Gehen Sie aber auch auf eine Dialysestation und sehen sich die Menschen an, die an einer Maschine hängen und auf ein neues Organ warten und warten, weil Ihnen Hoffnung gemacht wurde unter Berufung auf den Fortschritt. Die Lust des Heilers, so grauenhaft weit spannt sie sich in ihrem Verlangen, lindernd zu sein. Bitterkeit und Verzweiflung. Und schweigen möchte man und sich abwenden von unseren menschlichen Möglichkeiten.

Das Böse ist kein Sonderfall; ich erschrecke bei dem Gedanken, daß wir es auch nicht dabei belassen können, seine Banalität zu konstatieren. Worum es gehen könnte, zeigt uns Freud mit dem grausamen Traum: „Vater, siehst du denn nicht...“

Und schon die Feststellung vom Banalen ist genug und oft mehr, als wir ertragen können. Mir geht nicht aus dem Sinn, was ich bei Hannah Arendt lese:

Frage: Habt ihr im Lager Leute getötet?

Antwort: Ja.

Frage: Habt ihr sie mit Gas vergiftet?

Antwort: Ja.

Frage: Habt ihr sie lebendig begraben?

Antwort: Das kam manchmal vor.

Frage: Wurden die Opfer aus ganz Europa aufgegriffen?

Antwort: Das nehme ich an.

Frage: Haben Sie persönlich geholfen, Leute zu töten?

Antwort: Durchaus nicht, ich war nur Zahlmeister im Lager.

Frage: Was dachten Sie denn bei diesen Vorgängen?

Antwort: Zuerst war es schlimm, aber wir gewöhnten uns daran.

Frage: Wissen Sie, daß die Russen Sie aufhängen werden?

Antwort (in Tränen ausbrechend): Warum sollten sie das? Was habe ich denn getan?

Hakenmale auf Ruhmesblättern:

„Ich will hier vor Ihnen auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen. Unter uns soll es einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden... Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. „Das jüdische Volk

wird ausgerottet', sagt ein jeder Parteigenosse, ‚ganz klar, das steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen wir.‘ Und dann kommen sie alle, die braven achtzig Millionen Deutschen und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner es durchgestanden. Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn hundert Leichen beisammen liegen, wenn fünfhundert daliegen oder wenn tausend daliegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwäche anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte.“⁴

Die Welt, Deutschland, ein jähes Zuhause.

Man spricht deutsch:

„Kopfsteinpflaster, regennaß, im Lichtkegel einer Gaslaterne“.

Der kurze Traum eines, gerade nach Deutschland gekommen. Augenabdruck.

Unser Jahrhundert feierte eine Orgie mit wissenschaftlichen Erklärungen und literarischen Versuchen, die gerne über alles rätseln, wenn sie nur nicht von der Lust, dem Begehren, der Gier sprechen müssen. Von der Mordlust, der Lust am Quälen, von der Ekstase des Leidens.

Eine der Leitfiguren unserer Zivilisation ist ein Mensch mit zer nagelten Händen und Füßen, einer blutigspitzen Dornenkrone auf dem Haupte dargestellt. Oh Haupt voll Blut und Wunden! In Sonntagschulen auf niedlichen Glanzbildern verteilt. Zur Belohnung für gutes Betragen unter den blonden Zöpfen. Und da diskutiert man allen Ernstes über Horrorvideos!

Jene wissenschaftlichen und künstlerischen Besserwisser, die am Horizont immer einen neuen Sinn ausmachen um kurz darauf jenen, die oft genug im Namen des gerade diplomierten Sinns ihr Leben gaben oder wenigstens ein Stück ihres Körpers, nachzurufen: es war sinnlos, meine Lieben! Der große Christoph Columbus hatte halt Lust, nach Westen zu segeln, mehr nicht! So einfach ist das, und so kompliziert. Denn wer wüßte etwas von dieser Lust?

Eine Lust, immer entlang an den Differenzpunkten, die wir mit Freud und Lacan in mühseliger Arbeit ausmachten: dem Mund, den Augen, dem Arschloch, den Genitalien. Daran finden wir auch, zu

unserer Überraschung und erträglich immer nur für Augenblicke, wie millimeterkurz unser zivilisatorischer Weg bislang ist, gemessen an den Zielen, die er uns eröffnet hat, und dauert doch schon hunderte, wenn nicht tausende von Generationen.

Immer noch wird der Sendbote mit der Botschaft gleichgesetzt – das ganze Begriffsfeld der Verantwortung rankt sich darum und eine Kultur, die sich mit Fußnoten und Autoritätszitaten daraus stehlen will – ; das heißt für den, der sich auf die Psychoanalyse einläßt, ohne daß er sie mit Nietzsche („Flüchten oder Standhalten?“) veredelt: „Gib Dich besser gleich mit dem gesellschaftlichen Stand einer Klofrau zufrieden. Schließlich stammt, was Du zu berichten hast, von solchem und anderen dreckigen Orten. Schmutzige Geschichten.“

In dieser Einsamkeit des Pachtklos nicht zu versinken, aus der Welt in's Kabinett und das dann zur Welt erklären – was man aus anderer Perspektive für eine Psychose ausgibt, eben: Nabelschau! – , diesem Reiz nicht nachzugeben, ist eine der vordringlichen Aufgaben der Psychoanalyse, des Psychoanalytikers. Dies ist umso schwerer, als er sich von der Dummheit des „pecunia non olet“ vom allerersten Moment an überzeugen kann: denn Geldgier heftet sich eben an jenen Geruch.

Wir werden wohl weiter im Souterrain hausen und die vornehmen Gäste auf der Party in der Beletage ihrer öden Langeweile überlassen. Wo sich lauter edle Motive versammeln, die Religion dem Fortschrittsglauben zuprostet. Prinz Charles mit C. G. Jung unterm Arm und Horst Eberhard Richter nimmt sich noch ein paar Mottenkugeln vom kalten Buffet, die da auf Trockeneis liegen.

Es ist nicht damit getan, das Kabinett makellos zu stylen und sich in feines Tuch zu hüllen, glattrasierte Theorie mit einem After Shave: Eau sauvage. Ziemlich zu Beginn unseres Unternehmens, in Deutschland Psychoanalyse in Referenz auf den Namen Lacan zu betreiben, stand ein Seminar von Jutta Prasse über den Stil. Stilfragen. Einen Stil entwickeln und tragen, der die Wehmut des Verlustes nicht zum Handelsobjekt akademischer Ränke macht, sie aber auch nicht – wie die Romantik es tut – zum Elixier eines Lebens bestimmt, das seine höchste Bestimmung im Tod hätte. Das Opfer, Menschenopfer als das Mittel der Wahl gegen diese Wehmut: seit Langemarck konnte man wissen, wohin das führt. Freuds manchmal unerträgliche Herausfor-

derung liegt in dem Wagemut eines solchen Stiles, zusammengefaßt in der Überzeugung: „Die Stimme der Vernunft ist leise...“ Das Risiko des Stiles auf sich nehmen und nicht: „die Wissenschaft hat festgestellt...“ Nicht ausgeschlossen, daß die Wissenschaft nicht mehr das Feld ist, wo dem All die eine oder andere Buchstabenkombination abgezwungen wird.

Wie man weiß, ist die Alchemie an dem Vorhaben gescheitert, aus Scheiße Gold zu machen. Wer sich mit ihr ein wenig befaßt, wird übrigens feststellen, daß die wissenschaftliche Ethik bis heute nicht übers alchemistische Niveau herausgekommen ist. Unentschieden ist lediglich die Frage, ob und wie die Psychoanalyse ihren Versuch aufrechterhalten kann, Gold auf Scheiße zu reduzieren. Der Preis für dieses Unterfangen ist jedenfalls nicht auf Schlußverkaufsniveau. Auf alle Fälle ist er wesentlich höher als das Entree zu jener Wagneroper, die manche aus der Wirklichkeit machen. Mit Erfolg, übrigens. Vorläufig.

„Sie ziehen eben alles in den Dreck, Sie Nestbeschmutzer!“
Dies vorausgeschickt.

II.

„Zurückbleiben!“
Willi B., BVG Angestellter

Es genügt nicht. Nicht so. Denn da war ein Punkt in meiner Arbeit, wo ich nicht einfach so weitermachen konnte: „Nun erzählen Sie mal, und berichten auch alles, was Ihnen dazu einfällt, was und wie auch immer.“ Einen Moment innehalten. Das dachte ich mehr als ein Dezennium lang jeden Morgen, wenn es das erste Mal klingelte und das Gemurmel anhob: es gibt keine Selbstverständlichkeit in dieser Praxis. Gemurmel, aber kein Murnelspiel.

Schließlich fängt man immer wieder von vorne an – à part der Erfahrung, die man auch als Psychoanalytiker macht. Sie liegt aber auf der „anderen Seite“ des Lustprinzips. Das zeigen uns die Funktion und das Funktionieren der Erinnerung im Verhältnis zur Übertragung. Erfahrung würde heißen: Wiederkehr, also: das hatten wir schon einmal. Reversibilität. Es wird aber auch enger, mit der Zeit: Man kann nur noch einen draufsetzen und noch einen. Also: Irreversibilität,

deren Maß Entropie heißt. Jenseits des Lustprinzips. Wiederkehr unter dem Zeichen des Verdrängten und keine Mechanik. Die Übertragung ist nicht auf Seiten der Erfahrung. Eben darum ist es mit ein paar Fortbildungsseminaren nicht getan, sondern nur mit einem Stück Analyse. Dies jedenfalls die Forderung Freuds, der die notwendige Organisation in wissenschaftliche Vereine zum Hemmnis wird.

Dieses Paradox von Erfahrung und Übertragung beschäftigt die Köpfe der Menschen nicht erst seit den Entdeckungen Freuds, es ist schon ein Dilemma der Aufklärung. *L'homme universel*, das menschheitliche Subjekt, Behältnis der geschichtlichen Gesamterfahrung. Unterstellt ein Subjekt, das nicht altert, also vollständig wahrnehmungsfähig bleibt, eine Erfahrung an die andere reiht. Es wäre nicht lebensfähig, nach allem, was wir sagen können; es würde lernen und lernen, ohne vergessen zu können. Ohne den Gewinn, den Trost des Vergessens. Ein Menschensubjekt, das nur lernt, würde nach kürzester Zeit angstgeschüttelt und von Mißtrauen zerfressen in der äußersten Ecke seiner Welt sitzen...

„Psychoanalyse machen“ könnte heißen, für dieses Paradox einzu stehen, ohne es nach der einen oder anderen Seite hin aufzulösen. So lange es geht. Wie lange wird es gehen? Anaxagoras antwortete auf die Frage, ob die Berge bei Lampsakos eines Tages zu Meer würden: „Ja, wenn die Zeit nicht ausgeht.“ Das Altern steht gegen die Erfahrung, Erinnerung ist nicht aus demselben Register wie Vergessen. „Das Wichtigste ist die Beharrlichkeit, mit der wir unseren Erfahrungen trotzen“, sagt Jean Luc Godard in „Glanz und Elend eines kleinen Filmunternehmens.“

Die Psychoanalyse begründet keine Hoffnung. Keine Antworten oder Erklärungen. Sie insistiert – so lange es möglich ist – auf der Bedeutung dessen, was auf dem vielgerühmten „anderen Schauplatz“ vor sich geht, auch wenn sie es nur ahnt. Das erfordert Mut, denn es ist Banales, Lächerliches und Schmutziges, kurz: lauter enttäuschende Sachen, nix Großes. Wie es der ehemalige kanadische Ministerpräsident Pierre Elliot Trudeau einmal formulierte, als er von seiner Arbeit sprach: „Stellen Sie sich unter diesen internationalen Konferenzen bloß nicht so viel Großartiges vor. Auf den großen Natokonferenzen haben wir wohl mehr Zeit mit der Erörterung von Uniformfragen und der Vorbereitung von Jubiläumsfeiern verbracht, als mit der Diskussion politischer Strategien.“ Es ist ein Jux. Und da passiert es. Genau da.

Darauf ist zu bestehen; auf diesem Gefälle, das uns – als Gattung der selbsterzeugten Lächerlichkeit preisgibt. Zum Beispiel der junge Mann, der sich bei Freud einfindet und mit einer kleinen Bewegung seine Bügelfalten geraderückt, womit er schon das Beste, was er zu bieten hat, verrät: seine etwas abwegigen sexuellen Neigungen.

Die Kunst besteht nicht darin, die Menschen und die Dinge zum Sprechen zu bringen, das rinnt und tropft unaufhörlich. Sie ist vielmehr auf der Seite des Zuhörers gefordert, der eben „nicht mehr ganz dicht“ sein darf, Membran. Und nicht so vom Gefühlshormon seiner Wichtigkeit angeschwollen, daß da kein Raum mehr ist, in welchen die Buchstaben fallen könnten. Es ist weniger Kunst als vielmehr Mut, der bei dem Werke sein soll. Das Lächerliche, das Banale, das Enttäuschende in sein Recht zu setzen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Corollarien der Wehmut; daß sie sich anlagern in solcher Kristallisation, reicht es nicht, hinter den Ohren nicht taub zu sein. Zeugnisse von den Wirkungen des Unbewußten ist Teil derselben Bewegung. Dieses Bezeugen ist grundverschieden von dem Ausbreiten der Jagdstrecke erlegter Fälle auf dem Parkett der akademischen Wahrheitenbörse. Seit der Bemerkung Freuds, daß unsere Krankengeschichten sich wie Novellen läsen, sind wir hier allerdings einer Geschichte von Rückfällen konfrontiert. Mit wenigen Ausnahmen. Stilfragen.

Und es ist nicht zu fassen unter dem Titel „Psychoanalyse und Öffentlichkeit“, dem Zeitgeist hinterherlaufen. Psychoanalyse ist eine Quere zur Zeit. Parallelepipäde.

„Schoscha“, ein Roman von Isaak B. Singer, dem großen alten Mann der jiddischen Literatur. Der sich in New York in seine Geschichten spannt, auf daß sie ihm die Welt verwandelten. „Schoscha“ handelt von Warschauer Juden in der Zeitgenossenschaft Hitlers. Chaiml rettet sich mit seiner Frau Genia ins Gelobte Land. Dort trifft er seinen Freund Zuzik. Und immer wieder besprechen sie die Frage, wie sich die Vorstellung eines gerechten und gütigen Gottes mit Auschwitz vertragen, sprechen und sprechen und merken nicht, wie über ihrem Gespräch längst die Nacht hereingebrochen ist. Ich lese:

„Chaiml sagte: ‚Nachts liege ich da, ein kleiner Mann, eine halberquetschte Fliege, und ich spreche mit den Toten, mit den Lebenden, mit Gott wenn es ihn gibt – und mit Satan, den es bestimmt gibt. Ich frage sie: Warum mußte das alles geschehen?‘, und

ich warte auf eine Antwort. Was glauben Sie, Zuzik, gibt es eine Antwort oder nicht?’

„Nein, es gibt keine Antwort.“

„Warum nicht?’

„Es kann keine Antwort auf das Leiden geben – nicht für den Leidenden.“

„Wenn es so ist, worauf warte ich dann?’

Genia öffnete die Tür. „Warum sitzt ihr beiden denn im Dunkeln?’

Chaim lachte: „Wir warten auf eine Antwort.““

Der „andere Schauplatz“ ist nicht die Waldlichtung aus dem Märchen und die Phantome, die dort tanzen, heißen nicht Rumpelstilzchen. Sie zerreißen sich nicht ins Nichts, wenn man sie beim Namen nennt.

Ein Text und nicht nur ein Satz, Splitterbild aus den heteroklitischen Scherben einer Lust am Schreiben. Oft genug und in letzter Zeit immer mehr der letzte starke Tobak gegen Wut und Verzweiflung und auch aus Wut und Verzweiflung. Aus und Gegen, gegenaus.

Collage, wie letztlich jeder Text, besteht er aus Stücken auf den Titel: Weitermachen hin geschrieben und solchen, im Blick auf Anderes, auf Freundschaften nämlich, verfaßt. Auch Texte, die für Zeilenhonorar entstanden sind. Nicht alles ist adressiert an die: c/o Psychoanalyse.

Auch, weil ich nicht vom Rassismus an eine Adresse schreiben kann, wo, neben anderem, von „Klinik“, „Fällen“ und „Übertragungserfahrung“ die Rede ist. Neben anderem und zum Beispiel. Das „Neben anderem“ hält mich bei Ihnen, wenn es auch schwindet. Leider. Und vielleicht notwendigerweise.

Ali, mein Bootsmann für ein paar Wochen auf einer herbstlichen Reise übers Mittelmeer und mein Freund. Da segelten wir durch die wolkenverhangene Ägäis und ließen uns gutgehen in manchem schweren Wetter. Statteten den verlassenen Kampfplätzen des Sommers noch einen Besuch ab. Es war nach der Saison und eine erholsame Müdigkeit überall. Entleerte Bars, keine Touristen mehr, Kehraus und Reste trinken. Die Stühle schon für den Winter gestapelt. Uns und den von der Saison erschöpften Freunden zum Trost haben wir uns nochmal auf die eine oder andere Kleinbühne gesetzt, ein wenig zu musizieren. „Ist es nicht seltsam, daß Schafdärme die Seele aus eines

Menschen Leib ziehen können?“ fragte Shakespeare einmal, das Lautenspiel betreffend. Nach solchen Nächten geht man mit Wehmut und ausgezogener Seele aufs Schiff zurück und führt seltsame Gespräche: „Käptn, Du kennst Dich doch aus?“ „Na ja?“ „Ist es nicht merkwürdig, daß Frauen so aufblühen, wenn ein Mann bei ihnen seine Pflicht getan hat? Haben sie einen gehabt, können sie gleich noch mehr haben.“ „Wie meinst Du, wieso?“ „Na ja, eine Frau, die lange darbt, die wird immer unansehnlicher, die findet gar keinen mehr. Dabei müßte es doch eigentlich umgekehrt sein, oder? Denn wie soll sie so noch einen Mann finden?“

Auch 'ne Frage.

III.

„Hier, wie in Belgrad, sehe ich in den Straßen viele junge Frauen mit völlig ergrautem Haar. Ich glaube zu sehen, wie die Hand des Krieges über die Köpfe dieser schwachen Geschöpfe hinweggegangen ist und sie mit vorzeitigem Grau bestreut hat, durch das noch die Jugend erscheint. Nichts würde künftigen Generationen besser und deutlicher etwas über unsere Zeit sagen als die jungen, grauen Köpfe, denen völlig oder teilweise die Sorglosigkeit und Freude der Jugend gestohlen wurde.

Möge wenigstens in diesen Zeilen ein Gedenken an sie bleiben.
Sarajevo, 14. Juni 1946“

Ivo Andric: Wegzeichen

Zeitenriß, wie eine Verwerfung: nicht rein söhlig, nicht rein saiger, zu bestimmen nur durch Streichen und Fallen. Wie oft habe ich in der Psychopathologie des Alltagslebens gelesen: Signorelli und Bosnien und Herzegowina. Ein Land, fern wie das Unbewußte und fast so geheimnisvoll. Tabakblätter und Cucuruz. Ein paar braune Fotografien, licht geworden. Nicht ausfixiert.

1878 trat der osmanische Sultan die Hoheit über Bosnien und Herzegowina an Habsburg ab. Die Regierung des Sultans hieß „Die hohe Pforte“. Ende August 1898 reiste Freud mit Martha in die neuen Provinzen; er ließ seine Frau in Ragusa zurück: „Martha hat einen Dickdarmkatarrh.“ Freud fuhr in Begleitung des berliner Advokaten Freyhan zum Zeitpunkt der Reise war er noch Assessor weiter nach Cattaro/Kotor. „Ich verlor den Namen Signorelli auf einem kleinen Ausflug in die Herzegowina, den ich von Ragusa aus mit einem Berliner Assessor machte, mit dem ich unterwegs auf Bilder zu sprechen kam. (...) Wem soll ich das nun glaubwürdig machen?“ Der

Brief von Freud an Fließ, aus dem ich hier zitiere, schließt mit: „Ich hoffe, bald von Dir zu hören, und was mich besonders interessiert, wie Robert sich gegen die Schwester stellt. Daß er der Mutter sehr gut geht, habe ich hier erfahren.“

„Flugkapitän Soundso und seine Crew heißen Sie an Bord herzlich willkommen. Wir fliegen direkt von Athen nach Berlin. Unsere Flugzeit wird 120 Min. betragen. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Flug...“

Wieviele Minuten wir wohl über Kriegsgebiet fliegen? 30.000 ft Höhe. One more Whiskey. Bei wolkenlosem Himmel wird man die Rauchzeichen der schweren Artillerie sehen können. Die Explosionen der ALKM (kurze Explosionen, schallgedämpft, kein richtiger Knall, ein kurzes trockenes Blöpp: extra dry) wird man aus dieser Entfernung nicht erkennen, auch die Folgen nicht. 100 gr. TNT. Der Minister Eppelmann – gelehrter Pfarrer, Dienstpistole – hat zwei Tage vor dem Ende der DDR noch schnell 100.000 Landminen verkauft, für 25 DM das Stück. Die ALKM sind bestimmt teurer. Hoffentlich haben wir keinen wolkenlosen Himmel. No blue sky, please.

„Nehmen Sie noch einen Kaffee?“ Nach der langen Zeit mit der Psychoanalyse bin ich nicht mehr überrascht, der Gegenwart längst vergangen, überwunden, geglaubt, konfrontiert zu sein. Die schöne junge Frau exquisiter Bildung, die an Horoskope glaubt, ihr Leben daran ausrichtet, der Physikprofessor, der nur nach dem Vollzug bestimmter, sehr genauer Zwangsrituale an seinem Schreibtisch arbeiten kann: keine Peanuts, aber daily bread and butter. Gleichzeitigkeit verschiedener Zeiten, eine schwierige Auffassung und kaum ergründet. Verschüttet durch einen linearen Geschichtsbegriff, durch die Vorstellung eines Fortschreitens auf einen integralen Zustand hin: in der Tradition der Psychoanalyse volle Genitalität geheißen und sonst: Aufhebung der Geschichte. Vor kurzem erst, 1989, hat ein amerikanischer Philosophieprofessor mit japanischem Namen vom Ende der Geschichte gesprochen.

Aber: die Gegenwart erscheint oft als das bloße Gefäß, in welchem sich diese Ungleichzeitigkeiten sammeln, mehr nicht. Solche Erfahrung macht bescheiden, lehrt sie doch, daß Vergangenheit sich nicht auf das beschränkt, was hinter uns liegt.

Bescheidenheit nicht mit Resignation verwechseln. Auch wenn man glaubt zu wissen, daß ein bestimmter Anteil an Grausamkeit zum

Leben gehört, wird man sich doch bemühen, den Prozentsatz um den einen oder anderen Punkt zu senken. Die Schmerzenschreie, die ich bislang vernommen, das Weinen Verzweifelter, die Verletzungen und die Toten, die ich gesehen habe, reichen mir als Grund für dieses Bemühen aus. Es waren nur wenige, und schon gar nicht: All das Elend. Schon weniger und Leiseres wäre genug gewesen. Neurotisches Elend durch normales menschliches Leiden ersetzen, auch hier. Auch so will ich über Kriege, Verfolgungen und all die anderen Katastrophen sprechen: eben keine Katastrophen, nicht Lissabon 1755, sondern Zustände, generiert durch den Apparat, mit dessen Hilfe wir in der Welt sind. So weit ist die Spanne; und es ist nicht gleichgültig, welches Maß an Strenge wir zu tragen bereit sind, wenn es um unsere Praxis und Theorie geht. Entwicklung und Befriedigung zum Beispiel.

Ein Flug von Athen nach Berlin im Winter 1992. Eine Trauer, über die sich kein Himmel wölbt.

Mein Onkel Ruud. Ach, es war kein Onkel, er war viel zu alt für einen Onkel, er muß über 70 gewesen sein als ich ihn 4jährig kennenlernte. Ein Großonkel, Großgroßonkel. Wie nennt man sowas? Es war immer aufregend, wenn er kam; ich wurde getestet: konnte ich es schon richtig aussprechen dieses schwierige „Koninklijke Luchtvaartmaatschappij, KLM, und „vliegtuig“? Zur Belohnung erzählte er mir aus einer anderen Welt. Er war als junger Mann eine Zeitlang in Sarajevo gewesen, die Familie Caro hatte eine Handelsniederlage dort. Ich liebte es. Die Geschichten eines alten Mannes aus einer ganz alten, fernen Welt. Er liebte es, sie zu erzählen, denn es waren die Geschichten seiner Jugend. Die Zeit, als er ein Hecht war.

Viele Jahre später entdeckte ich im Hause meiner Tante, hinter Büchern im Regal achtlos versteckt, einen Stapel Briefe, die er in jener Zeit seiner Verlobten geschrieben hatte. Zeilen aus Sarajevo, 1910, ein Gedenken in diesen Zeilen:

„Am Ende dieser ‚europäischen‘ Straße, linker Hand, gibt es einen schmalen niedrigen Torbogen in der massiven Mauer. Sobald wir ihn passieren, ist es vorbei mit Europa. Wir sind im Bezestan, dem langen schmalen Bazar. Es ist zwar richtig, daß der Handel hier hauptsächlich aus Böhmen, Mähren und Wien kommt. Aber es ist ein Handel für das

Morgenland: ein Fezhändler, dort gibt es Nargilehs, Tschibouks, wertlosen Silberschmuck, schlechte Seidenstoffe. Ab und zu sieht *man* allerdings auch die köstlichsten bosnischen Stoffe.

Die Händler sind richtige Orientalen. Die große Mehrzahl der Händler sind spanische Juden: es ist ihr Quartier. Nur wenige Muselmanen findet man. Der Unterschied in der Kleidung ist nicht sinnfällig, die Juden tragen etwas dunklere Farben und europäische Schuhe. Das Benehmen ist aber sehr verschieden. Die Muselmanen empfangen ihre Kundschaft mit Zurückhaltung, mit einer gewissen stillen Höflichkeit, mit Widerwillen nur beginnen sie zu feilschen, zuerst muß man bei einem Tee und einer Zigarette miteinander plaudern.

Die Juden sind lebendig, aufgeregt, sie drängeln, empfehlen alle ihre Waren, locken ihre Käufer immer wieder zurück, bis diese mit etwas unter dem Arm davongehen, daß sie für ein Drittel des ursprünglichen Preises erworben. Hier, in diesem Bazar findet man allerdings nur die sephardischen Kleinhändler. Die spanische Judenheit kennt auch sehr reiche Familien in Familien, die bis zur österreichischen Besetzung das Bankwesen im Monopol betrieben.

Mit der österreichischen Okkupation sind allerdings auch viele deutsche Juden gekommen, die ihnen nun, gerade im Bankgewerbe, scharfe Konkurrenz machen. Der Oberrabbiner von Sarajevo heißt sich allerdings noch: hahambashi, welche Bezeichnung er unter der muselmanischen Herrschaft angenommen.“

„Dann das Tsarshija Viertel, das Zentrum von Sarajevo. Holzhütten, zwischen denen nur Eingeborene ihren Weg finden. Dieses Viertel beherbergt ausschließlich die muselmanische Geschäftswelt. Dieses Viertel ist auch der bevorzugte Aufenthaltsort der Bettler. Auch der Mahdi streunt hier herum: er erzählt in den Läden und Büros des Viertels, daß die Besetzung Bosniens im Koran geweissagt war und daß sie von Allah eingerichtet wurde. Dann bittet er um ein paar Kupfermünzen (...).“

„Die Leute in diesem Viertel arbeiten hart, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Und auch, wenn die Geschäfte oft geschlossen sind, nicht nur am Freitag, dem muselmanischen Fest, sondern auch am Shabbat, aus Respekt den Juden gegenüber und eben auch am Sonntag, wegen der Christen, ist es ein anstrengendes Leben in diesem Viertel.“

Ein Stapel Briefe, mühselig zu entziffern manchmal. In einem, erinnere ich mich, war die Rede von der Küche in Sarajevo: „Tschorba

sharija, zlatka, maslive, ruzitshe, jalani dalma, borovitsa“. Man aß ohne Besteck. Fleisch nur mit der rechten Hand...

Und vielleicht auch darum: Sarajevo.

Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart? Zeitenriß, kein Rezidiv. Und: „Wer hätte das gedacht, daß ich das noch einmal erlebe...“ Wie hoch kann die „Dosis Geschichte“ sein, die ein Individuum in der Spanne eines Lebens ohne allzu große Nebenwirkungen zu sich nehmen kann? Zumal wir ja nach der geschichtslosen Monotonie der letzten 40 Jahre entwöhnt sind.

Die Geschichte hat uns also wieder, Zukunft ist nicht mehr einfach eine Verlängerung dessen, was ist und ansonsten reduziert auf die Produktion der nächsten, noch leistungsfähigeren Chipgeneration, sondern unwägbar geworden. Utopien bergen plötzlich das Risiko ihrer Einlösbarkeit, sie plappern sich nicht mehr so unbefangen daher.

Vergangenheit ist nicht mehr lediglich die blanke Erstarrung eines: „nie wieder“. Die Gegenwart war in Europa, zumal in Deutschland, hauptsächlich reine Ausdehnung, Raum, der im minenbewehrten Grenzland des eisernen Vorhangs endete. Tiefgefrorene Gegenwart, es herrschte Krieg, das Attribut „kalt“ sollte da nicht täuschen. Kriegsgeneration; es gab einen Waffenstillstand, unconditional surrender aber keinen Frieden, keinen Friedensvertrag, der immer an irgendeinem Punkt sagt: lassen wir es gut sein. Ein moderner Krieg, der unseren gewohnten Unterscheidungen zwischen Krieg und Frieden, Kombattanten und Nicht Kombattanten usw. spottet. Ein Vorgang, dem ich unterstelle, daß er in seinen symbolischen Auswirkungen noch nicht erfaßt ist, vor allen Dingen nicht im Hinblick auf die Wirklichkeit der Feindseligkeit zwischen den Menschen. Eine Feindseligkeit, die eben nicht wie die sogenannten Feindbilder verschwindet. Nicht ausgeschlossen, daß eine Feindseligkeit ohne Bilder ein Abgrund ist. Vielleicht ist es an der Psychoanalyse, darauf zu bestehen?

Status quo geheiß, war die Gegenwart allgegenwärtig, füllte fast alle Nischen und ließ so gut wie keine Frage offen. Auch die nach der Legitimität nicht. Plötzlich sehen wir sie von zwei Seiten bedrängt: von denen, die in allem eine ewige Wiederkehr sehen und müde abwinken: „Mein Lieber, dieser Morgenstern ist doch nur der Abendstern von gestern Abend.“ „Aber sehen Sie denn nicht, daß

dieser Stern gealtert ist in der letzten Nacht? Nicht mehr derselbe.“ Gerontologie der Sterne. Der Aufsatz von Kant: „Die Frage, ob die Erde veralte, physikalisch erwogen“.

Auf der anderen Seite finden wir die, welche die Gegenwart als ein bloßes Mittel betrachten, dessen Zweck die Zukunft sei. „Das Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht,“ hält Heine dagegen.

Und noch: Aus der Geschichte lernen? Wäre es uns ernst mit dem Satz, bloßes Lernen also, dann hätten wir das Projekt Mensch wohl längst aufgegeben. „Es graust mich vor meinem Lebensmechanismus“: Büchner. Und Fontenelle: „Je ne sens autre chose qu'une difficulté d'être.“ Ginge es um bloßes Lernen aus der Geschichte, wär's an der Zeit, fürs allerchristliche Abendland einen Morgenthau-plan vorzulegen... Hätten wir unsere Lektionen gelernt, was anderes könnte die Konsequenz sein? Als Widerlager des Lernens zeigt uns die Psychoanalyse die Übertragung. Fatal, wenn man sie zur Erfahrung degradiert und konsequent nur, dann auch von der „Klinik“ der Psychoanalyse zu sprechen: Laufstall ihrer Wirkungslosigkeit.

Und noch etwas anderes kam mir in den Sinn auf diesem kurzen Flug: vor einiger Zeit hatte ich für ein Drehbuch zu einer politfiction recherchiert, Freunde und Bekannte aus „einflußreichen Kreisen“ hatten mir erzählt, so manches gesteckt. Wie es sich so lebt in all dem, zwischen Macht, Alkohol, Intrigen, Geld, Depression und die ses ungewaschene Gefühl am Morgen...

Zum Beispiel: das gedämpfte Lachen, zwischen schepperndem Besteck und klirrenden Gläsern vor mehr als einem Dezennium in einem süddeutschen Schloß, darin eine mächtige Brain Foundation eine Tagung abhielt. Ich war als Stipendiat ausersehen und sollte auf dieser Tagung einen Eindruck davon bekommen, was in Zukunft für mich heißen würde: wir sind unter uns.

Da saßen viele, die in den Vorzimmern der Macht die Netze knüpfen, mit denen nicht nur die Menschheitsträume, sondern auch Menschen schwarmweise gefangen werden. Oft sind es Menschen, die durch Dich hindurchsehen, den Blick auf irgendein Nichts gerichtet. Gepflegte Gespräche über dieses Konzertereignis, jenen Film. Und Bedauern: „Beirut, wie furchtbar, was mit dieser Stadt passiert. Ich war als junger Mann an unserer Botschaft in Kairo. Und

am Wochenende sind wir immer nach Beirut geflogen, die Stadt war bezaubernder als Paris. Es ist ein Jammer.“ Und Bildung: „Ich liebe Durell. Seine Bücher waren meine ständigen Begleiter in Kairo.“ Von diesem zum Beispiel, mit dem ich gedämpft lachte und plauderte, wußte ich: er war nicht Botschafter, aber der wichtigste Mann der Botschaft der USA in Athen. In den Jahren 64 70. Jemand sagte über ihn: „Wissen Sie, daß er ein paar einfühlsame short stories über Griechenland geschrieben hat?“ Wir unter uns.

Es sind einfach harmlose Subjekte, ich hab's dann bald gelassen. Da war zum Beispiel L. Eagleburger, mit dem habe ich ein paar Mal geredet damals. Der Mann war ein paar Jahre, bis 1980, US Botschafter in Belgrad. Ende der achtziger Jahre wurde er Bush's persönlicher Koordinator für osteuropäische Angelegenheiten, ein Spezialist eben. Ein Spezialist mit umfassenden Geschäftsverbindungen in Jugoslawien. Er war zum Beispiel einer aus dem Direktorenkollegium der LBS Bank, einer hundertprozentigen Tochter der Ljubljanska Banka, Direktor bei Global Motors Inc., das ist die amerikanische Vertretung von Jugo Motors – einem Kernbetrieb der serbischen Rüstungsindustrie. Man las einmal in der Londoner Times: „Diese Kontakte mit dem alten, von Serben beherrschten Regime in Belgrad haben ihm Anklagen aus dem Kongreß eingebracht, er sei mit dafür verantwortlich, daß die Regierung den Ernst der Balkan Krise so spät erkannt habe.“ Das ist nett formuliert. Und so weiter und so weiter; es fallen andere Namen, Lord Carrington etwa, den Eagleburger aus seiner Zeit als Direktor bei der Kissinger Associates kannte: „auch Carrington war Direktor in diesem bedeutenden Unternehmen... Er wurde dann später EG Unterhändler für Jugoslawien.“ So ging es Stunde um Stunde, es hat mich müde gemacht.

Im Zuge dieser Recherche habe ich manches gelesen; dieser Panic zum Beispiel. Haben nicht alle überrascht getan, als er plötzlich, vermeintlich aus dem Nichts auftauchte? Niemand kannte ihn angeblich. Bestenfalls wußte man, daß er seine kalifornische Villa als Schauplatz für die Serie „Dynasty“ zur Verfügung gestellt hatte. ICN Pharmaceuticals ist eine seiner Firmen. Diese hatte in Jugoslawien eine Tochter, Galenika. Ich lese in Executive Intelligence Review³: „Diese Firma wurde von einem ehemaligen US Botschafter in Jugoslawien geleitet, dem stellvertretenden Außenminister Eagleburger, einem Protegé von Kissinger...“

Ich will's nicht ausbreiten und auch keinen politischen Journalismus betreiben, nur sagen: da sind greifbare Personen, die etwas tun oder unterlassen, aus greifbaren Gründen. Eben keine Anonymität. Und es sind kleine Schmutzigkeiten, die groß daherkommen. Und manchmal in eine kleine, unscheinbare Mine münden, für ein paar Mark, auf die ein anderer tritt. Männerfreundschaften. Gauner mit verdunkelter Sonne im Herzen. Zum Beispiel.

Nicht im Aufbauschen von Agententheorien, auch nicht im Demaskieren, daß vermeintlich Großes kleine schmutzige Anlässe hat, sondern daran zu arbeiten, wie sie laufen, funktionieren, diese kleinen schmutzigen Geschichten, liegt die Perspektive der windschiefen Psychoanalyse. Und davon reden.

„Can You read me?“ „I read You loud and clear, please repeat and spell“, Funkkontakte, wenn ich mit meinem Schiff unterwegs bin und wissen will: Ist da noch jemand? Und einmal, vor vielen Jahren, da hörte ich, nachts alleine segelnd, einen Funker Notrufe von einem brennendem Schiff senden, die endeten mit: „I am burning, I have to finish, did anybody read me?“ Mein Schiff war zu klein und zu langsam und zu weit weg und ich habe nicht geantwortet und die Spur, die ich zog, mein Kielwasser, vermischte sich in wenigen Augenblicken mit dem Wellengang des Meeres.

(Teil 2 im nächsten Heft)

-
- 1) JORIS IVENS: *The camera and I*, Seven Seas Publishers, Berlin 1969, S. 99.
 - 2) SCHOPENHAUER: *Der handschriftliche Nachlaß*, Hübscheredition, III, 516.
 - 3) DUKE ELLINGTON. *The Afro-Eurasian eclipse*. A suite in eight parts. Fantasy F-9498.
 - 4) Heinrich Himmler in einer Rede vor SS Führern in Posen am 4.10.1943. In: *Sitzungsprotokolle und Beweisurkunden aus dem Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 1947-49, Bd XXIX, S. 145.*
 - 5) vom 31. 7.92

FREUD, FLIEß UND SEINE SCHÖNE PARANOIA

Erik Porge

Dieser Beitrag ist zuerst erschienen in: *Revue du Littoral. École lacanienne de psychanalyse*, Nos. 31-32, Paris 1991. Erik Porge, dem wir danken, hat ihn für die Übersetzung ins Deutsche leicht überarbeitet. Ein Buch des Autors zum Thema erscheint in Kürze.

Wir werden auf dem Seil gehen, das zwischen zwei Mitteilungen von Freud gespannt ist. Die erste an Jung am 17. 2. 08: „Mein einstiger Freund Fließ hat eine schöne Paranoia entwickelt, nachdem er sich der gewiß nicht geringen Neigung zu mir entledigt. Ihm, das heißt seinem Benehmen, verdanke ich ja diese Idee“. [Bei der Paranoia: die partielle Ablösung der Libido von der homosexuellen Komponente.]¹ Die zweite an Abraham am 6. 4. 14: „Die Gesellschaft ist dazu bestimmt, Fließ zur Anerkennung zu bringen. Das ist recht, denn er ist das einzige Ingenium unter ihnen und der Besitzer eines Stückes verkannter Wahrheit.“²

Geschah es wirklich nach dem Bruch mit Freud, der den Skandal, der durch das öffentliche Gerede über die doppelte Plagiatsaffäre entstanden war, gekannt hat, daß Fließ eine schöne Paranoia entwickelt hat? War sie nicht schon früher da? Wenn dies der Fall ist, wie wir zu zeigen suchen werden, warum hat Freud sich nicht schon früher darüber Rechenschaft gegeben? Welche Form hatte diese Paranoia? Was an Fließ hat Freud so lange gefesselt, und was ist davon in der Psychoanalyse übertragen worden? Dies sind einige Fragen, die sich im Blick auf die Beziehung zwischen Freud und Fließ stellen, und auf die wir eine erste Antwort geben werden.

EINIGE ASPEKTE DER THEORIE VON FLIEß ZUGUNSTEN DER EXISTENZ EINER ,PARANOIA SCIENTIFICA‘

Wir sind erstaunt zu sehen, mit welcher Leichtfertigkeit die analytischen Gesellschaften die Diagnose von Freud über Fließ gebilligt haben.

Wir denken, ohne die Behauptung Freuds verkennen, ohne deren Gewicht schmälern, ohne sie gezwungenermaßen bestreiten zu wollen, daß es heute Grund gibt, sie von einem anderen Gesichtspunkt aus zu befragen.

Ohne weiteres erkennen wir an, daß es schwer ist, die angebliche Paranoia von Fließ zu umschreiben. Er war **nie** wegen geistiger Verwirrungen hospitalisiert, **noch** das Objekt psychiatrischer Behandlung. Bis zum Ende seines Lebens hat er seine erfolgreiche medizinische Tätigkeit wahrgenommen. Die zahlreichen Nachrufe in den Zeitungen nach seinem Tod bezeugen seine Bekanntheit und die soziale Anerkennung (wenn nicht universitäre), die ihm zugute kam. Um auf die Frage nach seiner angeblichen Paranoia zu antworten, verfügen wir im wesentlichen über das Zeugnis seiner Kinder, das Freuds und einiger anderer Zeitgenossen, sowie über seine Schriften, diverse Manuskripte und Publikationen. Von diesem schriftlichen Material ausgehend, werden wir diesmal die Frage nach der Paranoia von Fließ angehen.

Wenn man hunderte Manuskriptseiten durchblättert, die von Rechnungen in allen Richtungen schwarz sind, wenn man seine veröffentlichten Werke durchsieht, in denen sich Zahlenkolonnen aufreihen, kann man sich nicht enthalten zu denken: „Das ist verrückt!“ Um aber diesen Eindruck zu stützen, um ihn auf eine beweiskräftige Art zu untermauern, gilt es, eine Stufe zu überschreiten. Wir werden sie zu überschreiten versuchen, indem wir zeigen, daß die Konzeptionen, die sich mehr oder weniger direkt an die Rechnungen seiner Theorie anschließen, ein System bilden, das dem Wahn sehr nahe kommt. Gleichwohl gibt es eine Schwierigkeit, diesen Wahn zu charakterisieren, denn Fließ hat ihn in seine Rechnungen verpackt, die ihm eine Art Rahmen, eine Art wissenschaftlicher Schlüssigkeit geben. Dieses wissenschaftliche Schnittmuster hat genügend Konsistenz, um einen Ausbruch eines zu offensichtlichen Wahns zu verhindern. Aus diesem Grunderscheint uns die Bezeichnung ‚paranoia scientifica‘ die dem aktuellen Stand unserer Untersuchungen angemessenste. Zudem handelt es sich um einen Ausdruck, den wir präzise einem Brief Freuds an Fließ (vom 1. 3. 96) entnehmen: „Nach ihm [Breuer] müßte ich mich täglich fragen, ob ich an moral insanity leide oder an paranoia scientifica.“ Die ‚paranoia scientifica‘ ist das, was Freud für sich zurückweist, was er aber seinem Freund Fließ anhängen wird.

Die Regel

Der „Ausgangspunkt“ seiner Theorien, sagt Fließ, ist die Antwort auf das Problem, das sich ihm stellt: Die Unregelmäßigkeit der Regel der Frau. Diese offensichtliche Unregelmäßigkeit erklärt sich nach ihm, wenn man bedenkt, daß sie nur die Resultante einer realen, natürlichen Regelmäßigkeit von zwei periodischen Prozessen ist, die Intervalle von genau 28 und 23 ganzen Tagen umfassen, wobei jedem Intervall eine Quantität von männlicher und weiblicher Substanz entspricht.

Dieser Ausgangspunkt von der Regel verdankt sich einer Frage, die Fließ unmittelbar berührt, denn es geht um nicht weniger als um etwas, was mit der Geburt seines ersten Kindes, Robert, verbunden ist, und dadurch folglich mit der Frage der Vaterschaft. Wir wissen auch, dank der periodischen Berechnungen von Fließ, daß er, Wilhelm, ein Jahr, nachdem seine Mutter ein Kind tot zur Welt gebracht hatte, geboren wurde. In der Zeit, in der seine Frau Ida mit Robert schwanger war, überarbeitete Fließ (1895–96) das Manuskript von *Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen*, in dem er das erste Mal die Theorie der Perioden darlegt; sie soll auf das Rätsel antworten, das ihm das Faktum bietet, daß das Datum der Niederkunft für Ida (der 29. 12. 95) nicht ein Vielfaches der Perioden ihrer Regel ist.

In diesem Ausgangspunkt gibt es etwas, was die Aufmerksamkeit auf die Beziehung von Fließ zur Sprache lenkt, und die umso mehr unser Innehalten bei ihr verdient, als es sich gerade um den Ausgangspunkt von Fließ handelt. Von der Doppeldeutigkeit des Ausdrucks „Regel“ ausgehend³, die er nicht humorvoll zur Geltung bringt, geschieht alles so, wie wenn eine Art Implikationsbeziehung zwischen den beiden Termentstanden wäre, daß die Sache (die Regel) sich nicht nach dem Wort (Regel) richtet, daß die Regel nicht dieselbe Regelmäßigkeit (Regel) für alle Frauen hat. Das Periodengesetz stellt erneut eine Regel auf, um das zu erklären, was in der Regel unregelmäßig ist.

Die Verbindung zwischen der Regelmäßigkeit der Berechnungen und der der natürlichen Ereignisse gründet auch in den Wörtern „die Tage“, die als ganze in der Periodenberechnung gezählt werden, und die zugleich „die Regel“ bezeichnen. Desgleichen bedeutet „Periode“ zugleich Regel und Periode.

Mehr als um eine angenommene Übereinstimmung von Wort und Sache geht es Fließ um eine Entleerung des Subjekts des Aussagens,

die man zuweilen in seinem Stil wiederfindet, wenn er von einem Ausdruck ausgeht, der einen Bezug des Subjekts zu den Dingen bezeichnet, und es diese Dinge sind, die zu sprechen oder zu leben beginnen. unabhängig von dem Ausdruck, der ihre Existenz behauptet, wie z. B. in dem folgenden Satz (der zudem grammatische Fehler enthält), der aus *In eigener Sache* (S. 29) stammt: „Schon am Ende meines 96er Buches habe ich nicht nur auf die Wichtigkeit der Schilddrüse für die Sexualität hingewiesen, sondern ich habe damals aussprechen zu müssen geglaubt, dass auf die Schilddrüse ein gewisser Lichtstreif fiel, als auf ein Organ, dessen Tätigkeit in periodischen Schüben vor sich geht.“

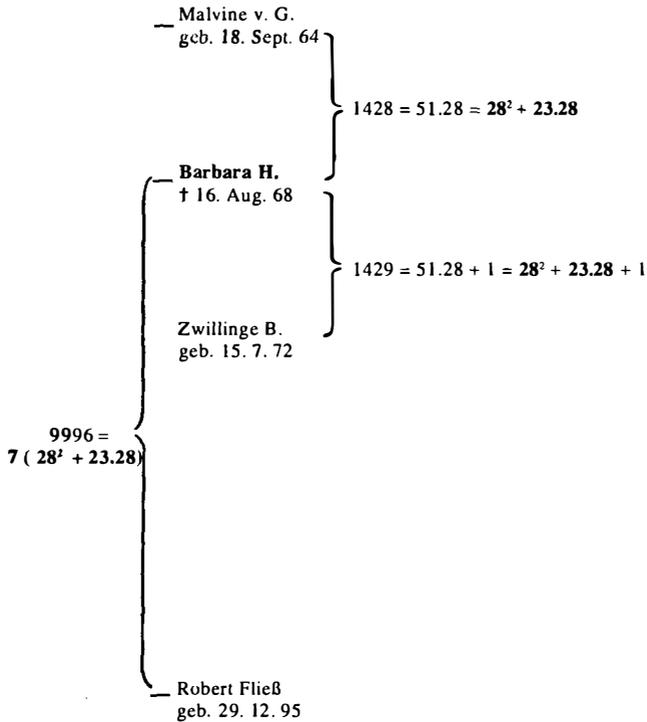
Die Universalität der Regel

So durch ein Faktum der Sprache befördert, wird die Periodenregel sich allgemein ausbreiten. Zuerst auf das Gesamt der Lebensvorgänge eines menschlichen Wesens: Die Perioden regeln das Erscheinen der ersten Zähne, die Migränedaten, die Krankheitsdaten, die Angstkrisen, die Nasenblutungen, die Entwicklung der Sprache... Fließ, darin besteht sein Verdienst, ordnet das Beobachtungsmaterial nicht, von dem aus er in seinen Rechnungen fortschreitet. Jedes Ereignis kann im Blick auf eine Periode bedeutend sein.

Das Periodenkalkül macht allerdings nicht beim Individuum halt. Die Geburt und den Tod eines jeden bestimmend, übertragen sie sich (das ist sein Ausdruck) von einer Generation auf die nächste. Die Mutter überträgt die Perioden auf ihr Kind, und dessen Geschlecht ist durch den Charakter der ersten übertragenen Periode bestimmt: Es wird ein Junge, wenn die Empfängnis auf ein Vielfaches von 23 fällt, ein Mädchen, wenn sie auf Vielfaches von 28 fällt. Diese Übertragung von Generation auf Generation erlaubt es, mehrere Glieder von benachbarten Generationen auf eine vertikale Linie zu schreiben; dies bildet ein Band von Generationen (siehe Schaubild S. 27).

Man muß festhalten, daß durch dieses Band Männer und Frauen sich vereinigt finden, das eine lineare geometrische Form erhält, und daß die Übertragung der Perioden sich nur durch die Mutter vollzieht. Der Vater ist bei dieser Transmission abwesend, zumindest in *Die Beziehungen*. Nach seiner Schrift *Der Ablauf des Lebens* rechnet Fließ mit Perioden, die *möglicherweise* von der Vaterseite wie von der Mutterseite ausgehen. Die Periodenregel, diese Zahlen, diese Namen von Zahlen, die das Gesetz darstellen, die die Abwesenheit der Regel

der Regeln der Frau ersetzen, könnten eine Metapher dieses Vaterplatzes repräsentieren. Zuweilen wird die Menstruation von Fließ als



Um den Todestag der Großmutter gruppieren sich also harmonisch die Geburten zweier Enkel mit $28^2 + 23.28$ Tagen, und der Urenkel steht

$$7 (28^2 + 23.28) \text{ Tage ab, oder } \frac{28}{4} (28^2 + 23.28).$$

Dieser Urenkel ist aber der Sohn von Ida Bondy. Deren Geburtstag 29. April 1869 ist von dem Todestag ihrer Großmutter $256 = 28^2 - 23^2 + 1$ und von dem Geburtstage ihrer Schwestern (Zwillinge 15. Juli 1872) $1173 = 51.23 = 23^2 + 28.23$ Tage entfernt.

Also oben: $28^2 + 23.28 = 28 (28 + 23)$,
 hier: $23^2 + 28.23 = 23 (28 + 23)$.

„monatliche Reinigung“⁴ bezeichnet. Selbst wenn diese Idee von Reinigung, an die Regel geknüpft, bei einigen Frauen existiert, kann man sich fragen, was diese Idee für Fließ repräsentiert. Eine Reinigung von der Möglichkeit zu gebären? von dem Zeichen einer sexuellen Beziehung? von der Intervention eines Vaters? Durch diesen Ausdruck zeigt Fließ doch eine feminine Identifikation, oder nicht?

Die Übertragung der Perioden erfolgt nicht nur vertikal, sondern auch horizontal: Es gibt Menschengruppen, die durch die Präsenz einer gleichen Quantität von lebendiger Substanz⁵ miteinander verbunden sind. Die Gruppenvergleiche ermöglichen es Fließ, die familiären Gruppen zu überschreiten, um verschiedene familiäre Gruppen unter dem gemeinsamen Ursprung einer übergeordneten Chiffrierung zu versammeln.

In *Das Jahr im Lebendigen*⁶ verwendet Fließ als Maßstab eine Pflanze, die Clivia. Der Abstand zwischen dem jährlichen Knospen kann 322 Tage = $23.28/2$ sein. Dies bringt ihn dazu zu schließen, daß dieser Wert in der Natur das Jahr vertreten kann. Von dieser neuen Zahl des natürlichen Jahres ausgehend, vergleicht Fließ die Abstände der Geburt von Kindern verschiedener Familien, um daraus zu schließen, daß diese Familien eine gemeinsame Substanz haben. Nach mehreren Rechnungen kann man folgende Gleichung lesen:

$$\text{Freud I} = \text{Fließ I} \quad (2J-23^2),$$

denn $783 = 984 - (730-529)$. 783 repräsentiert die Zahl der Tage des Abstands zwischen der Geburt von Mathilde (16. Oktober 1887) und der von Martin (7. Dezember 1889) Freud. 984 repräsentiert die Zahl der Tage des Abstands der Geburt von Robert (29. Dezember 1895) und der von Pauline (8. September 1898) Fließ.

Freud und Fließ haben hier eine gleiche Vaterschaft in Zahlen, sie gehören zu einer gleichen Gemeinschaft dank der Äquivalenz der Perioden. Aber die Grenze dieser Einordnung hebt sich auf ob ihrer grenzenlosen Ausdehnungsmöglichkeit, da Äquivalenzen zwischen jedem beliebigen und jedem hergestellt werden können. Diese Ausdehnung des Gesetzes, die Fließ beansprucht, zerstört, ohne daß er dies beachtet, die Triftigkeit, Äquivalenzen zu setzen.

Schließlich, wie Fließ in seinem Vorwort zu *Die Beziehungen* behauptet, „sind die Perioden nicht auf die Menschen beschränkt, sondern sie erstrecken sich auch auf das Tierreich und wahrscheinlich auf die ganze organische Welt. Die wunderbare Genauigkeit, mit der

die Zeiten von 23 und 28 Tagen eingehalten werden, läßt wirklich eine tiefe Beziehung astronomischer Verhältnisse zur Schöpfung der Organismen vermuten.“⁷

Die Stimme der Natur

Die Art, in der Fließ seine Theorie präsentiert, ist nicht weniger verwirrend. Absolut sicher⁸, notwendig, sie läßt dem Zufall keinen Platz⁹.

Man könnte beim ersten Mal, da er sein Periodenkalkül einführt, erwarten, daß er begründet, wie er auf die Zahlen 23 und 28 gekommen ist. Nichts dergleichen. Er präsentiert sofort eine Anordnung von klinischen Fällen in mehreren Reihen von 23 und 28 Tagen oder deren Vielfachen, und er schreibt schließlich als Argument: „Bei der Betrachtung dieser Reihen springt die grundlegende Tatsache in die Augen, dass sie sich in zwei grosse Gruppensondern. Die eine Gruppe mit dem 28 tägigen und die andere mit dem 23 tägigen Intervall.“¹⁰ Weder da, noch anderswo, sagt er etwas, was die Wahl von 23 und die Wahl von genau zwei Zahlen rechtfertigt (wenn man annimmt, die Zahl 28 sei plausibel).

Selbst in dem Moment, in dem Fließ die Ereignisse sprechen läßt, indem er sie mit seinen Zahlen verbindet, sagt er: Die Fakten sprechen für sich selbst, sie sind beredt¹¹. Diese Zahlen, sagt er, „ich erfinde sie nicht, ich finde sie in der Natur“. „Gott rechnet, hat Pythagoras gesagt. Er rechnet, jedoch nicht falsch und ungenau [...]. Die Prozesse des Lebens sind einem untrüglichen Zeitgesetz unterworfen [...]. Die Unregelmäßigkeit kann für den Sucher nur heißen: Wir kennen die Regel nicht. Also geh hin und suche sie! [...]. Andere Zahlen als 28 und 23 wären möglich, aber sie beschreiben nicht die Natur [...]. Wir müssen nach der Natur fragen¹² [...]“.

Fließ wiederholt diesen sehr charakteristischen Satz: „Die Natur selbst hat die Zäsur an dieselbe Stelle gesetzt, wo die Rechnung das Pluszeichen setzt¹³“. Die Zäsur, um die es geht, ist die, die Fließ zwischen eine erste Periode, die sich von der Geburt eines Jungen bis zu dessen ersten Schritten, 11.28 Tage nämlich, erstreckt, und eine zweite Periode setzt, die von diesen ersten Schritten ausgeht und bis zu der Geburt eines kleinen Bruders reicht, 14.23 Tage nämlich: $11.28 + 14.23 = 630$ Tage. 630 könnte ein Vielfaches von anderen Zahlen sein, aber sie würden nicht mehr das Zeichen an den Platz setzen, an dem die natürliche Zäsur ist! Man wird bemerken, daß Fließ in seiner Art, die sog. natürliche Zäsur (zwischen den

ersten Schritten eines Kindes und der Geburt eines später Geborenen) zu präsentieren, die Ordnung der Priorität zwischen der Natur und ihm ‚umkehrt‘. Auf eine gewisse Art läuft das darauf hinaus, die wirkliche Vorherrschaft des Symbolischen zu behaupten (das Pluszeichen).

Die Bücher von Fließ, nach *Der Ablauf*, sind voll von Einwänden seiner Gegner, die in Zeitschriften erschienen sind, die er ‚in extenso‘ zitiert, und denen er stets mit derselben Argumentation entgegentritt, die darauf hinausläuft zu sagen: Die Natur ist es, die spricht. Seine Rechnerei verläuft in Etappen, der Beweis aber, den er liefert, ist selbstbezüglich. In einer ersten Rechnung (die uns durch die Menge von Notizheften bekannt ist, die er aufbewahrt hat) listet er alle Ereignisse auf, von denen er Kenntnis gehabt hat. Die Intervalle zwischen den Ereignissen, welche auch immer es seien, sind auf ein Vielfaches von 28 und 23 zurückgeführt worden, und er schließt, indem er die offensichtliche Reihenfolge seines Vorgehens verkehrt: Sie sehen, die Ereignisse bestätigen meine Rechnungen. Der Beweis, daß diese Zahlen nicht arbiträr sind, ist durch das Faktum gegeben, daß die Koeffizienten von 28 und 23, mit der Anzahl der Tage des Jahres gleichgesetzt und kombiniert, Vielfache von 23 und 28 sind, und manchmal durch neue Koeffizienten mit den schon gezählten Perioden koinzidieren¹⁴. Diese Rechnungen über die Rechnungen, in denen die Zahlen wie Dinge für andere Zahlen funktionieren (die letztendlich dieselben sind), können viele Seiten füllen, um stets in dem Beweis von 23 und 28 zu münden¹⁵.

Dies sind die Zahlen eines Zugangscodes zum Buch der Natur, dessen Geheimnis Fließ entdeckt hat. Es ist der Codename für die Natur, den Fließ erfindet.

Wenn Fließ in seiner Rechnerei voranschreitet, kann er sie nicht anders rechtfertigen und man muß es ihm glauben – als dadurch, daß er sagt, daß ihm dies von außen kommt, von der mathematisierten Natur, mit einem Evidenzcharakter.

Dem Vorangegangenen fügt sich noch an, daß diese Idee der beiden periodischen Zahlen sich ihm wahrscheinlich plötzlich aufgedrängt haben muß, mit einem Charakter von Unmittelbarkeit und, unserer Vermutung nach, in dem Augenblick, in dem seine Frau mit ihrem ersten Kind, Robert, schwanger war.

Fließ ist wiederholt auf das Faktum zurückgekommen, daß die periodischen Veränderungen, an ganze Tage gebunden, schlagartig,

als ‚Anfall‘ kommen. In *Zur Periodenlehre*¹⁶ wählt Fließ als Beispiel, daß Entdeckungen plötzlich geschehen, und daß in der Sprache das Wort „Einfall“ diesem Phänomen am besten Rechnung trägt¹⁷. Es gibt also keinen Grund, nicht zu denken, daß ihm die Entdeckung von 23 und 28 als ein „Einfall“ gekommen ist, mit dieser Eigenschaft der Plötzlichkeit. Überdies kann man damit rechnen, daß in der Zeit, in der er diese Wahrheit ausdrückt, sein Stil den Abdruck eines elementaren Phänomens trägt, falls diese Wahrheit die seine ist. Mir scheint, dies bewahrheitet sich, wenn er in dem fraglichen Text schreibt: „Kommen nicht auch unsere fruchtbaren Gedanken plötzlich, ohne daß wir wüßten, wie?“ (Nos pensées fécondes ne viennent elles pas aussi sans que nous sachions, comment?). Im Deutschen ist der Gebrauch des Kommas geregelt (das muß hier erwähnt werden); jedem Nebensatz muß es vorhergehen. In dem Satz, den wir zitieren, ist das „wie“ nach „wüßten“ eine Ellipse in untergeordneter Stellung und das Komma zwischen „wüßten“ und „wie“ nicht automatisch gerechtfertigt. Man kann in diesem Fall verschiedener Auffassung sein; hier ein Komma zu setzen resultiert aus einer subjektiven Entscheidung. Das „wie“ allein, abgetrennt durch ein Komma, wäre der Rest eines Nebensatzes, der fehlt, der abgebrochen wurde (nach Art der abgebrochenen Sätze bei Schreber¹⁸): „Kommen nicht auch unsere fruchtbaren Gedanken, ohne daß wir wüßten wie ...?“ Es könnte dann dieses „wie“ auch mit einem von anderswo her gehörten Sprechen in Verbindung gebracht werden („Wie haben Sie gesagt?“): „Kommen unsere fruchtbaren Gedanken nicht auch, ohne daß wir wüßten ... wie?“ Dieser Satz ist in seiner Form vergleichbar mit Verlautbarungen, durch die das Subjekt eine Halluzination sagt.

Zur Zeit der Plagiatsaffäre veröffentlicht Fließ ein Pamphlet. *In eigener Sache*¹⁹, um ein Eigentumsrecht auf nicht veröffentlichte Gedanken einzuklagen. Was auch immer seine tatsächlichen Rechte sein mögen, die, wie wir zeigen werden, existieren, ist dies nicht auch ein Hinweis, daß sich ihm seine Gedanken sofort mit der Eigenschaft der öffentlichen, ja veröffentlichten Sache präsentieren, d. h., sich ihm von außen als geschriebene Lettern aufdrängen, vor allem als Symbole der Zeichensetzung, der „Zäsuren“? In „In eigener Sache“ findet man umgekehrte Phänomene dessen, was wir hier signalisieren; man kann Nebensätze lesen, die mit einer Konjunktion beginnen und denen kein Hauptsatz, wie dies normalerweise gemacht werden muß, vorausgeht; der Hauptsatz fehlt²⁰.

Ein Aufschreiben des Geschlechtsverhältnisses

Die Erklärung der geschlechtlichen Natur der Periodenzahlen taucht erst am Ende der Werke von Fließ, in *Die Beziehungen* und in *Der Ablauf* auf, während die geschlechtliche Verwendung der Zahlen von Anfang an üblich ist, was uns erstaunt. „Da die obere Grenze des statistischen Verhältnisses der Knaben und Mädchen geburten mit dem Quotienten $28/23$ identisch ist, habe ich gefolgert, daß die Perioden der 28 und 23 Tage zu den Geschlechtscharakteren in einer festen inneren Beziehung stehen, und habe deshalb die 28tägige die weibliche Periode und die 23tägige die männliche genannt.“²¹

Seit der Schrift *Der Ablauf*²² behauptet Fließ eine Variante dieser Relation, die ihm beweiskräftiger zu sein schien. Statistiken über „100 Mill. Fälle“ lehren ihn, daß es im Verhältnis zu hundert tot geborenen Mädchen 128 bis 129 Jungen gibt, die tot geboren werden, und 105 bis 106 Jungen, die lebend geboren werden im Vergleich zu 100 Mädchen, die lebend geboren werden. Nun ist das Verhältnis $128/105$ dem von $28/23$ gleich. Demnach sind diese Zahlen die einer männlichen und weiblichen Substanz.

Man könnte diese Erklärung in Frage stellen, denn sie erweist sich erneut als eine, die sich von selbst versteht, als eine Tatsache, die durch sich selbst überzeugt. Gleichwohl wird man bemerken, daß $128/105$ das Verhältnis zwischen den tot und den lebend geborenen Jungen darstellt: Wo sind die Mädchen? Andererseits handelt es sich um ein Verhältnis zwischen den Toten und den Lebenden. Während er das Geschlechtsverhältnis schreiben will, begeht Fließ demnach eine Verdrehung (nicht ohne Bezug zu seiner persönlichen Geschichte, da seiner Geburt die eines toten Kindes vorherging), die ihn ein Verhältnis zwischen toten und lebenden Jungen schreiben läßt. Irgendetwas durchkreuzt das Schreiben des Geschlechtsverhältnisses. Wie Lacan, nimmt Fließ den Ausdruck Geschlechtsverhältnis im mathematischen Sinn, aber, jedoch im Unterschied zu Lacan, glaubt er, es geschafft zu haben, es zu schreiben.

Es ist das Aufschreiben eines Geschlechtsverhältnisses zwischen „statistischen“ Individuen, die Stückchen männlicher und weiblicher Substanz tragen. Die beiden Substanzen, männlich und weiblich, sind allgemein verbreitet, vom menschlichen Bereich bis zur organischen und kosmischen Welt. Zu diesem Zweck hat Fließ ein neues Wort geschaffen (zumindest glaubt er das), an dem er sehr hängt: „die dauernde Doppelgeschlechtigkeit der Lebewesen“; das *tig* von

Doppelgeschlechtigkeit (das es von Doppelgeschlechtlichkeit unterscheidet) ist seine Erfindung, um anzuzeigen, daß es sich um eine Substanz handelt, die den ganzen Körper erfüllt und sich nicht auf die Geschlechtsorgane beschränkt. Mit diesem neuen Wort, das nur noch von Pfennig, den wir später kennenlernen werden, und vielleicht von einigen Epigonen wiederaufgegriffen wurde, denkt Fließ, seiner Entdeckung ihren Platz in der Wissenschaft zu sichern²³. Diese Substanz ist überall, zu jeder Zeit, für alle.

Fließ gelingt es nur, das Geschlechtsverhältnis zu schreiben um den Preis einer Verdrehung und Verallgemeinerung, die paradoxerweise damit endet, das Nicht-Geschlechtsverhältnis zu bezeichnen. Um das Geschlechtsverhältnis auf einzellige, ungeschlechtliche Bakterien auszudehnen, wie Fließ es macht²⁴, kommt er darauf zurück, die geschlechtliche Differenz bei den geschlechtlichen Wesen zu leugnen; andererseits, gibt es noch ein Aufschreiben eines Verhältnisses, wenn es sich zwischen egal was schreiben läßt?

Ein anderer wesentlicher Zug in dem Versuch, das Geschlechtsverhältnis zu schreiben, besteht darin, daß sich dieses in das Imaginäre des Körpers verlängert und ausrichtet, des Körpers, der durch den Spiegel verkehrt ist. Die Bisexualität wird Fließ der Bilateralität ebenbürtig. Es gibt eine Bilateralisierung der Geschlechtigkeit: „Die rechte Seite muß dem Geschlecht entsprechen; d. h., beim Mann vorwiegend männlich, bei der Frau vorwiegend weiblich sein“²⁵.

Ob dieser Bilateralisierung beachtet Freud das erste Mal die sexuelle Anziehung zwischen weiblichen Männern und männlichen Frauen²⁶. Nichts hindert diese Anziehung daran, in diesem System von Fließ inzestuös zu sein, da eine Familiensubstanz existiert, die sich auf die verschiedenen Individuen verteilt, und daß diese Verteilung Grund der Anziehung zwischen den Individuen ist, und daß sie zudem bewirkt, daß verschiedene Familien in einer gleichen Gruppe vereinigt werden können. Für die Exogamie gibt es keinen Platz.

Die Art, in der Fließ die Periodenzahlen in dem großen Buch der Natur zu lesen vorgibt²⁷, verleiht diesen den Status eines Abdrucks der Außenwelt. Diese Abdruck-Vorstellung kommt direkt dem Namen Fließ zu, präziser dem Namen, mit dem Freud Fließ unbewußt bekannt gemacht hat.

In *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* erwähnt Freud einen persönlichen Fall eines vergessenen Vorhabens, das Vorhaben nämlich, „Löschpapier“ zu kaufen²⁸. Nachdem er an vier aufeinander

folgenden Tagen vergessen hatte, es zu kaufen, fragt er sich, welchen Grund dieses Vergessen wohl hat, und er entdeckt, daß er zwar „Löschpapier“ schreibt, aber, wenn er spricht, „Fließpapier“ sagt (dies ist ein anderer Name für Löschpapier), und daß Fließ der Name seines Freundes ist, mit dem er damals in Konflikt liegt.

Ohne in das einzutreten, was dieses Vergessen für Freud bedeutet, kann man bestimmt die Berechtigung dieser Nennung von Fließ in ihrem Bezug zu seiner Theorie herausstellen. Das Löschpapier nimmt Tinte auf und reproduziert die Schrift umgekehrt. Die Art, in der Fließ seine Theorie präsentiert, ist sie nicht das Löschpapier des Buches der Natur, das sich schreibt? Quid also mit der Inversion? Ist sie nicht gerade die Position der Vorrangigkeit, in die sich Fließ der Natur gegenüber bringt, deren Schöpfer er schließlich eher als deren Entdecker wäre, da die Natur dort eine Zäsur macht, wo er das Pluszeichen setzt? In der Weise, die Einwände gegen seine Theorie nicht zu verstehen (der man eben vorwirft, zu perfekt zu sein), zeigt Fließ, daß er die Natur seinen Rechnungen unterwerfen will. Man kann auch die Inversionsproblematik in der Art wiederfinden, in der Fließ die Doppelgeschlechtigkeit an die Bilateralität bindet. Schließlich ist es nicht unmöglich, daß die Umkehrung der Schrift auf dem Löschpapier auch eine Rolle in der Plagiatsaffäre gespielt hat.

DIE AFFÄRE DES DOPPELTEN PLAGIATS

Das Löschpapier bictet das Bild einer Übertragung der Schrift durch Reduplikation. Wenn die Position von Fließ eine solche war, könnte sie dazu beitragen, die Bedeutung zu erklären, die für ihn die Affäre des doppelten Plagiats und das Zusammentreffen von doppelten Figuren in der Übermittlung seiner Ideen gehabt haben. Die Inversion auf dem Löschpapier wird sich in dem Faktum erweisen, daß es nicht Freud ist, der des Plagiats angeklagt wurde, sondern die, denen Freud, wie es vermutet wurde, die Ideen von Fließ vermittelt hat, wie wenn in dieser Transmission eine zweite Inversion den Initialtext von Fließ an die rechte Stelle zurückgestellt hätte.

In der Affäre des doppelten Plagiats wird Fließ Freud vorwerfen, dieses „Fließpapier“ in gewisser Weise gewesen zu sein, das zwei Wiener Autoren gelesen und benutzt haben, der eine, Otto Weininger, in *Geschlecht und Charakter*²⁹, um sich die Entdeckung der Bisexualität anzumaßen, der andere, Hermann Swoboda, in *Die Peri*

oden des menschlichen Organismus ³⁰, um sich die Entdeckung des Periodengesetzes anzueignen.

Wenn diese Affäre uns durch eine emotionale Reaktion von Fließ seine subjektive Verwicklung in das Wissen, das er entdeckt, und in das Geflecht seiner freundschaftlichen und beruflichen Beziehungen zeigen kann, dann ist sie für uns nicht identisch mit einer reinen und einfachen paranoischen Reaktion, wie man gesagt hat, Freud an der Spitze.

Zunächst muß man einen Plagiatvorgang mit einer wissenschaftlichen Entdeckung korrelieren, selbst wenn sie als angebliche gilt. Kuhn beschreibt zwei Wege der wissenschaftlichen Entdeckung, je nachdem, ob sie erwartet wurde oder nicht ³¹. Im letzten Fall, sagt er, ist zunächst Zeit nötig, in der man erkennt, daß es etwas zu entdecken gibt, bevor man weiß, was es ist, und daß es schwer ist, mit Genauigkeit den Moment der Entdeckung anzugeben und ihren Urheber zu nennen; in diesem Fall gehen die Streitereien um die Priorität los. Als Beispiel führt Kuhn die Entdeckung des Sauerstoffs an. Ein Prioritätsstreit hat dann, so kann man hinzufügen, den Sinn, die Entdeckung als eine erwartete Sache geschehen zu lassen, die Zeit des Zweifels an einem präexistenten Wissen abzuschaffen, diese Zeit der Anerkennung, daß es etwas zu wissen gibt, das man nicht weiß, auszustreichen. Es ist merkwürdig festzustellen, daß die Unterscheidung Kuhns genau die Positionen abdeckt, die Anhänger und Gegner von Fließ einnehmen, wenn es um die Frage der Wege der wissenschaftlichen Entdeckung geht. Der hartnäckigste Anhänger von Fließ, Pfennig, behauptet die Einzigartigkeit des Entdeckers, darin mit dem Künstler identisch, während Swoboda die Idee verteidigt, eine wissenschaftliche Entdeckung sei die Frucht einer Kette von anonymen Forschern ³².

Es hätte keinen Plagiatsstreit gegeben, wenn Fließ und seine Gegner nicht überzeugt gewesen wären, Wissenschaft zu treiben. Selbst wenn dieser Streit einigen heute lächerlich erscheinen mag, zu der damaligen Zeit war er das keineswegs. Diese Affäre hatte ihr Publikum in den sog. wissenschaftlichen Kreisen und auch in der „großen Öffentlichkeit“. Während des ganzen Jahres 1906 und zu Beginn 1907 haben etwa zehn Zeitungen in Berlin, Wien, Prag und anderswo der Affäre Fließ Weininger Swoboda Aufmerksamkeit geschenkt ³³. Andererseits hat der Plagiatsvorwurf vor Fließ begonnen. Schon 1903 klagt Moebius (1855–1907), einer der großen Namen der Psychiatrie

der Epoche³⁴, Weininger an, ihn plagiiert zu haben, und wiederholt seine Anklage im Jahr 1904. 1906 beansprucht ein gewisser Pudor auch die Priorität der Idee der Bisexualität und klagt Fließ des Plagiats an.

Man sollte diese Aspekte für eine exakte Würdigung der Plagiatsaffäre, die Fließ erschüttert hat, nicht vernachlässigen. Dennoch werden wir uns hier eher für die subjektive Wahrnehmung von Fließ in dieser Affäre interessieren, die er sich besonders zu Herzen genommen hat. Selbst wenn die Reaktion von Fließ ob gewisser Gesichtspunkte als vernünftiger und weniger wahnhaft betrachtet werden kann als die Aspekte seiner Theorie, die wir uns vergegenwärtigt haben, bleibt es, daß er mit seinem Bezug auf seine Theorie reagiert, und daß sich in seiner Präsentation der Fakten Besonderheiten der Deutung und des Stils zeigen, die seine eigene Lesart in Bezug auf seine Lesart der Natur erkennen lassen.

Historisches zu der Affäre des doppelten Plagiats

1901

Erste Veröffentlichung von *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* in der *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie* im Juli und August, Berlin. Freud berichtet dort über das Vergessen dessen „im Sommer dieses Jahres“, was ihm Fließ schon im Jahr 1897 in Breslau über die Bisexualität gesagt hatte, und er schließt, er sei seither toleranter, wenn die anderen seinen Namen nicht erwähnen. Im Jahr 1904 wird *Zur Psychopathologie* als Buch im Verlag S. Karger, Berlin, wiederaufgelegt. Die erwähnte Passage wird nicht verändert. In den folgenden Auflagen, von 1907 an, wird, im Gegensatz zu der Auflage aus dem Jahr 1904, „dieses Jahr“ zu „1901“, was ein Irrtum ist, da das Vergessen Freuds im Jahr 1900 geschah. Schon in seinem Brief vom 27. 7. 04 spricht Freud von dem Jahr 1901 statt von 1900. Diese Passage (seit der Ausgabe von 1901) der *Psychopathologie* wird in der Broschüre von Pfennig (S. 27) zitiert, auf die wir später Bezug nehmen werden, und in der Broschüre von Fließ *In eigener Sache* (S. 12) erwähnt.

1902

Letzter Brief von Freud an Fließ (vor dem Austausch von 1904) am 7. Dezember, der auf das am 23. 11. 1902 tot geborene Kind von Fließ

Bezug nimmt. Beginn der abendlichen Treffen der Mittwochsgesellschaft bei Freud.

1903

Veröffentlichung der *Denkwürdigkeiten* von Schreber in Leipzig. Fließ und Freud treffen sich im Mai in Wien (die Schwiegermutter von Fließ liegt im Sterben). Im Mai Veröffentlichung von Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter*“, Wien, Wilhelm Braumüller. Das Buch wird im Jahr 1904 zu einem sehr großen Erfolg. Weininger zitiert Freud auf S. 217; Fließ auf S. 499 (Anmerkung zu S. 60, Z. 11 f.); Swoboda auf den Seiten 124, 154, 514 (Anmerkung). Im August klagt Moebius in seiner Zeitschrift *Schmidt's Jahrbücher der in- und ausländischen gesammten Medizin*“ Weininger des Plagiats an (bei Pfennig auf S. 10 zitiert). Am 4. Oktober 1903 begeht Weininger Selbstmord. Oskar Friedländer und Swoboda müssen seine Notizen ordnen.

1904

Zu Beginn des Jahres Publikation von H. Swoboda, *Die Perioden des menschlichen Organismus in ihrer psychologischen und biologischen Bedeutung*, Leipzig, Wien, Deuticke. Swoboda schickt am 24. 1. 04 sein Buch an Fließ, der ihm am 29. 1. 04 antwortet, indem er ihn lobt und freundschaftlich behandelt. Er berichtet ihm von seiner Differenz mit Freud. Die Plagiatsfrage gibt es nicht (der Brief ist bei Pfennig, S. 61, veröffentlicht). Im April eine Folge von Artikeln *Wissenschaft und Aberglauben* im *Neuen Wiener Tagblatt*, behandelt die Theorien von Fließ, Weininger, Swoboda. Im Frühling liest Fließ das Buch Weiningers. Er ist bestürzt, in ihm seine Ideen zu finden. 26. April: Fließ empfängt einen Brief von Freud, „nach einer langen Pause“, der ihm von Swoboda berichtet. 27. April: Antwort von Fließ an Freud. Er teilt ihm sein Erstaunen mit zu erfahren, daß Swoboda Schüler von Freud ist. Er kritisiert dann das Werk von Swoboda, weil es von einer tiefen Unredlichkeit durchzogen sei, und weil Swoboda das Jahr seiner Entdeckungen nicht offenlege. Mai Juli: Fließ gewinnt die Gewißheit, daß Freud seine Ideen mitgeteilt hat. 15.–27. Juli: Letzte Korrespondenz zwischen Freud Fließ (2 Briefe von Fließ, 3 Briefe von Freud). 13. August: Tod von Fließ' Mutter. Moebius, *Geschlecht und Unbescheidenheit*, Halle, das eine Priorität über Weininger und Fließ beansprucht (zitiert von Pfennig, S. 7–10). Dr. Probst, *Der Fall*

Weininger, Wiesbaden, würdigt Weininger herab (bei Pfennig auf S. 8 zitiert). Freud vernichtet, wie er sich im Dezember 1928 erinnert (Brief an Ida Fließ nach dem Tod ihres Mannes) den größten Teil seiner Korrespondenz mit Fließ (die Briefe von Fließ); meint aber, daß seine Suche nicht beendet sei.

1905

27. 3.: Antwort von Reuleaux an Fließ über die Priorität von Fließ. 12. Mai 28. Juni: Korrespondenz Swoboda-Fließ (3 Briefe von Swoboda, 2 von Fließ, von Pfennig veröffentlicht). Fließ weist die Vorschläge Swobodas zur Zusammenarbeit zurück. Er zeigt sich höflich, aber distanziert und unterstreicht seine Priorität vor Swoboda, der seinerseits versucht, einer Anklage auf Plagiat zuvorzukommen. Freud läßt erscheinen: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (wo er Fließ wegen der Bisexualität zitiert; in den späteren Auflagen wird er seinen Namen unterdrücken, um ihn als Fußnote an einen andern Platz zu stellen), – sein Buch über den Witz (in dem er die Bemerkung von Fließ beim Wort nimmt, nach der die Deutung des Traums „witzig“ ist), – *Der Fall Dora* (es gibt eine Anmerkung über Bloch, die sich auf eine Prioritätsfrage bezieht). Veröffentlichung von Lucka, „Otto Weininger, seine Werke“..., Wien, Leipzig (ein Weininger wohlgesonnenes Buch).

1906

Januar

Öffentlicher Beginn der Affäre des doppelten Plagiats mit der Publikation von Richard Pfennig, *Wilhelm Fließ und seine Nachtentdecker: O. Weininger und H. Swoboda*, Berlin, E. Goldschmidt. Ein sehr scharfes, ja sogar bissiges Pamphlet. Die Korrespondenz von Fließ Freud aus dem Juli 1904 wird ausführlich veröffentlicht, sowie die von Fließ-Swoboda aus dem Jahr 1905. Obwohl Fließ bestreitet, an der Redaktion dieser Broschüre teilgenommen zu haben, hat er sie dennoch sicher inspiriert und Dokumente zugesandt. Fließ veröffentlicht sein großes Werk *Der Ablauf des Lebens, Grundlegung zur exacten Biologie*, Wien, Leipzig, Deuticke. Dem Ende des Buches fügt er eine Seite an, die den Titel *In eigener Sache* trägt, die das Plagiat anzeigt, dessen Objekt er geworden war. Der Titel und der Text werden in dem Pamphlet, das ebenfalls

In eigener Sache betitelt ist, wiederaufgenommen. Swoboda strengt einen Prozeß gegen Fließ und Pfennig wegen Diffamierung an. Ein privater Brief von Freud an Kraus (Herausgeber der *Fackel*) vom 12. 1. (In *Briefe 1873–1924*, S. 265 f. und in einem Brief an Fritz Wittels aus dem Jahr 1924 zitiert, ebd. S. 368 f.).

Februar

Brief von Freud an Hirschfeld (Jones I, S. 369), erschienen in *Monatsberichte des wissenschaftlich-humanitären Comités* (von Fließ zitiert). Am 5. Februar, ein Artikel von Stekel gegen das Buchlein von Pfennig und günstig für Freud im *Berliner Tageblatt, Die jüngste Plagiatsaffäre* (Fließ, Weininger, Swoboda). Er zitiert die erwähnte Passage aus der *Psychopathologie*. J. Heinitz antwortet darauf am 11. Februar: *Noch einmal der Dr. Fließ und seine Entdeckung*.

März–Mai

Erscheinen des Pamphlets von Swoboda *Die gemeinnützige Forschung und der eigennützige Forscher*, Wien, das dem Pamphlet von Pfennig antwortet, sich aber nur an Fließ wendet.

Juni

Fließ läßt seine Broschüre *In eigener Sache*, Berlin, Goldschmidt, erscheinen, die nochmals die Argumente von Pfennig (oft ohne Anführungszeichen) aufgreift und Swoboda entgegnet und die oft den Eindruck eines Gewebes aus Zitaten von Zitaten verschafft. Einen großen Teil räumt sie Freud ein, dessen Briefe sie erneut veröffentlicht. Am 23. September antwortet Hirschfeld in der *Wiener klinischen Rundschau*. Heinrich Pudor, „Bisexualität“, Berlin, beansprucht die Priorität der Idee der Bisexualität und klagt Fließ des Plagiats an. Ein für Fließ günstiger Artikel von Raudnitz, in der *Prager Med. Wochenschrift*, Prag, über Swoboda, Fließ, Moebius, Pudor, Stekel antwortet Pudor am 14. Oktober 1906 im *Berliner Tageblatt*. Am 31. Oktober veröffentlicht *Die Fackel* Auszüge des Briefes von Freud an Hirschfeld.

1907

Zweite Auflage des Werkes von Moebius. Swoboda ist wegen seines Prozesses abgewiesen worden, er zieht seinen Einspruch zurück. *Die Fackel* veröffentlicht darüber einen Bericht.

Ein doppeltes Plagiat

Die Eigentümlichkeit des Plagiatfalles von Fließ besteht darin, daß es sich um ein doppeltes Plagiat handelt, was er so zusammenfaßt: „Die beiden untrennbaren Hauptgedanken dieses Buches: die *zwifache Periodizität* aller Lebensvorgänge und die dauernde *Doppelgeschlechtigkeit* der Lebewesen sind – u. z. jeder besonders – von zwei jugendlichen Wiener Doktoren angeblich ebenfalls entdeckt und schleunigst veröffentlicht worden. Der inzwischen verstorbene Otto Weininger hat die dauernde *Bisexualität*, Hermann Swoboda das periodische Geschehen für sich reklamiert. Beide Autoren waren miteinander aufs innigste befreundet und hatten Zutritt zu ein und derselben Quelle: dem Prof. Sigmund Freud in Wien.“³⁵

Die beiden untrennbaren Gedanken sind getrennt und gleichzeitig veröffentlicht worden. Die Untrennbarkeit der beiden steht im Zentrum dieser Affäre, in die die Sprache verschiedene Formen der beiden einführt, die den Text von Fließ durchwirken.

Zuerst das „die beiden“ von „die ‚beiden‘ untrennbaren Gedanken“. „Die beiden“; „beschränkt auf zwei verschiedene Dinge, die zusammen, zu zweit bestehen“. Die „beiden“ untrennbaren Gedanken lassen zwei andere Register von „zwei“ ins Spiel kommen: die „zwifache“ Periodizität und die „Doppel“geschlechtigkeit. In „zwifache“ ist „zwei“, das „zwei“ entspricht, heute Träger einer *Nuance* von „halb und halb“. „Zweifache“: das ist neutral, das ist eine zählbare zwei: Man zählt zwei. Im übrigen wird bei Fließ diese „zwei“, die die Periodizität bezeichnet, ein „die beiden“: „die beiden Zahlen“³⁶ „die beiden Substanzen“³⁷. Schließlich „Doppel“, das ist „doppelt“, dasselbe zwei mal, die Kopie.

Die beiden Gedanken von Fließ, die in den Gedankenaustausch der beiden Freunde, Fließ und Freud, eingeflossen waren, finden sich nach ihrer Trennung getrennt wieder bei zwei anderen Freunden, bei Weininger und Swoboda (die jedenfalls „zwei“ jugendliche Wiener Doktoren und die „beiden“ Autoren sind). Wir werden sehen, daß Fließ des Plagiats gewiß wird, nachdem er von Freud erfahren hat, daß Swoboda, in dem er geglaubt hatte, einen Freund und Schüler zu finden als Ersatz für Freud, ein intimer Freund³⁸ Weiningers und ein Schüler Freuds³⁹ ist.

Diese Formen der Zwei partizipieren für Fließ an der Abstimmung der Beziehungen zwischen den fünf Autoren dieses Pla-

giatsdramas: Fließ, Pfennig, Weininger, Swoboda, Freud. Diese Relationen implizieren ihren Eigennamen.

In *In eigener Sache* schreibt Fließ: „Ich habe den Namen Swoboda in Weininger gelesen“⁴⁰ und nicht den „Namen von Swoboda“. Was bedeutet, daß er „den Namen Swoboda“ liest, wenn nicht daß er sich an seine Buchstäblichkeit hält? Und sich an die Buchstäblichkeit eines Namens halten, bedeutet schon, die Möglichkeit zu eröffnen, ihn auseinanderzunehmen, heißt, den Eigennamen als einen Signifikanten funktionieren zu lassen. „Zwo“ nun war als alte Form ein Äquivalent von „zwei“, und heute kann es gebraucht werden, um beim Telefonieren „zwei“ von „drei“ zu unterscheiden. „Boden“ bedeutet Erde, Fußboden, Grund. „Swoboda“ ist tatsächlich für Fließ eine Person mit doppeltem Boden, mit doppelter Rede, die zu verheimlichen sucht, indem sie das verkleidet, was sie entlehnt hat (indem er von Perioden von 18 Stunden statt 28 Tagen wie Fließ spricht). Dies ist das Besondere an der Anklage, die er gegen Swoboda erhebt; Weininger hingegen wirft er vor, die Quelle seiner Theorien nicht zu zitieren. Zur Unterstützung dieser Interpretation können wir bei Pfennig, diesem Doppel von Fließ, die Beschuldigung finden, daß „Swoboda eine Doppel Persönlichkeit hat und eine Moral mit doppeltem Boden.“⁴¹

Die Art, in der die Eigennamen in den Ohren von Fließ widerhallen und ihm Elemente zum Festnageln liefern konnten, ist auch für den Namen Weininger zuerheben. Weininger kann als „weniger“ verstanden werden und so einen Vergleich anzeigen. Andererseits schreibt Fließ, über den Umweg einer Kritik, die sich auf das Faktum bezieht, daß Weininger ihn schlecht verstanden hat – das Umgekehrte des Plagiats –: „So wenig zu eigen hat er sich den Gedanken der dauernden Doppelgeschlechtigkeit gemacht“⁴² [...]“. Nach der Überraschung, seine eigenen Gedanken bei Weininger gefunden zu haben, macht ihm Fließ den umgekehrten Vorwurf, nämlich sich dort nicht genug wiederzufinden: „so wenig zu eigen“ (WEININGER/WENIG zu EIGEN).

Skizze einer Personenkonfiguration

Auf der öffentlichen Bühne, auf der sich das Plagiatsdrama abspielt, spielen die verschiedenen Personen nicht dieselbe Rolle, bleiben aber in einer bestimmten Relation zueinander, die ihre Kohärenz für Fließ zu haben scheint.

Freud ist derjenige, der die Gedanken von Fließ übermittelt, vor allem den der Bisexualität an Weininger, via Swoboda. In geringerem Maß hat er den Gedanken der Periodizität an Swoboda weitergegeben. Weininger und Swoboda gegenüber hat er, jeder für sich genommen, nicht dieselbe Position gehabt: Da, wo es einen Vermittler (Swoboda) gegeben hat, ist Freud mehr impliziert in die Übermittlung des Gedankens von Fließ (an Weininger).

Erstaunlich ist, daß Freud nicht ganz offen des Plagiats beschuldigt wurde. Dies muß mit dem Faktum in Beziehung gesetzt werden, daß Fließ wiederholt seine Gewißheit betont, daß es seine Gedanken sind, die Freud vollständig und in Detail weitergegeben hat.⁴³ Liegt es daran, daß der Abdruck (vom Löschblatt) Freuds umgekehrt ist, daß dieser letztere nicht der Anleihe verdächtigt werden kann?

Mit Freud wurde die Differenz durch eine Frage der Priorität behoben, die, wir haben es gesehen, Freud ungern Fließ im Jahr 1900 zugestanden hat. So bekommt die Bemerkung von Fließ Sinn, die von Pfennig⁴⁴ plagiiert wurde, nach der es sich in dieser Affäre um Plagiat und nicht um Priorität vor Weininger und Swoboda handelt.

Wenn Weininger und Swoboda, jeder für sich, dann wenn sie vereinigt sind, betrachtet werden können als die, die den Platz von Fließ' Ich besetzen, so besetzt Freud einen anderen Platz, einen Übergangsort (Übertragung?), ohne Rest. Freud stellt eine Wissensgarantie dar, deren Geständnis Fließ sucht; und obwohl Fließ überzeugt ist, daß Freud seine Ideen weitergegeben hat, fragt er ihn brieflich: „Was weißt Du darüber?“⁴⁵ Freud wird von Fließ als „ungetreuer Verwalter der Ideen“ von Fließ und als „spiritus rector“⁴⁶ qualifiziert: Er kannte sie und hat das Plagiat möglich gemacht. Freud ist Verwahrer eines Gutes von Fließ, dieses Wissens, das ihm von der Natur zukommt. Er wird als jemand genommen, der für die sorgfältige Verwaltung eines Wissens einsteht, das sich ohne Rest, ohne Teilung mitteilt. Wenn er Verwalter ist, muß im übrigen Freud dieses Wissen nicht weitergeben?

Die Rollen der Personen, die in dieser Affäre des doppelten Plagiats miteinander verbunden sind, waren nicht vorherbestimmt, sind aber einesteils aufgrund alter Beziehungen, die sie vereinten, andernteils durch die Gleichzeitigkeit einer Konfiguration, die sie in einem bestimmten Moment wieder zusammengebracht hat, anders gesagt, aufgrund einer logischen Zeit verteilt worden.

Diese logische Zeit ist die des *Berichts*, den Fließ von der Chronologie der Ereignisse gibt, ein Bericht, der die reale chronologische Ordnung dieser Ereignisse, die ich vorhin zusammengefaßt habe, umstürzt. Die Zeit des Berichts ist dem Verständnis nachgezeichnet, das Fließ von diesen Ereignissen gehabt hat. Und in diesem Verständnis haben die Zeiten der Ereignisse für Fließ durch sich selbst einen interpretativen Wert gehabt. Hier nun die Ordnung der Ereignisse, wie sie Fließ in *In eigener Sache* ⁴⁷ wiedergibt.

1. Fließ berichtet ausführlich über die stürmische Zusammenkunft am Achensee im Sommer 1900, wo er sich von Freud ⁴⁸ bedroht fühlte, und derentwegen ihre Korrespondenz ihre intime Seite verloren hat. Er gibt eine erste Deutung, indem er sagt, daß 1900 das Jahr ist, in dem Freud Swoboda, einen Freund Weiningers, in Behandlung genommen hat.

2. Fließ berichtet von seinem „höchsten Erstaunen“, bei der Lektüre des Buches von Weininger im Frühjahr 1904 in diesem seine Ideen über die dauernde Doppelgeschlechtigkeit und das Gesetz der sexuellen Anziehungskraft zu finden. Zu diesem Zeitpunkt sagt er nicht, ob er auch erstaunt ist, den Namen Swoboda in dem Buch Weiningers zu lesen.

3. Erst danach spricht Fließ über seine erste Lektüre des Buches von Swoboda über die Perioden – chronologisch früher, denn er hat es im Januar 1904 gelesen. Swoboda hat ihm das Buch zugeschickt, und Fließ hat in den Tagen darauf geantwortet. In *In eigener Sache* spricht Fließ demnach über dieses Buch in diesem Moment, um zu sagen, daß er auf sein Urteil zurückgekommen ist, das er nach der ersten Lektüre gefällt hatte, und um den Irrtum Swobodas anzuzeigen, der die Zahlen 23 und 28 Tage seiner Perioden in 18 und 23 Stunden verwandelt hat. Fließ präsentiert die Lektüre demnach in der Rückwirkung der Lektüre von Weininger und nicht in der Ordnung, in der er die Lektüren tatsächlich vorgenommen hat. Dieses Faktum ist wichtig, da Fließ nach seiner ersten Lektüre von Swoboda nicht das Gefühl eines Plagiats gehabt hatte. Nachträglich erst hat er es als ein solches empfunden. Nach seiner Lektüre von Weininger und nach einem zweiten bestimmenden Ereignis, das er in der Folge darstellt.

4. „Zunächst war es mir aufgefallen, dass ich bei Weininger den Namen Swoboda gelesen hatte“. „Dazu“, fährt er fort, erhält er nach einer langen Pause einen unerwarteten Brief von Freud, der ihn um einen Artikel für eine Zeitschrift seiner Schüler bittet, und der von dem Buch Swobodas spricht, den er als Schüler präsentiert und mit Gattel vergleicht, einem alten Schüler von Freud, der von Fließ behandelt wurde, und den Freud für seinen Plagiator gehalten hatte. Man kann sich fragen, ob Fließ den Namen Swoboda bei Weininger gelesen hat zu der Zeit, als er Weininger las, oder ob er ihn retrospektiv gelesen hat, als er den Brief von Freud empfing. Den Bericht von Fließ vor Augen, neigen wir zu dieser letzten Hypothese.

In dieser Nachträglichkeit des Briefes von Freud, der Swoboda nennt, liegt es, daß dieser eine Plagiatorgestalt wurde. Nach diesem Brief geschieht es, daß Fließ Swoboda und Weininger zu „beide“ assoziiert, und daß er, wie er sagt, „nach einer gewissen Zeit“ schließt, daß Freud dem Plagiat als Vermittler gedient hat. Durch das, was er in seinem Brief gesagt hat, und durch den Zeitpunkt, zu dem dieser bei Fließ angekommen ist, ist es wohl tatsächlich Freud, der ein entscheidendes Element der Plagiatsaffäre wurde. Die Realität des Plagiatsgefühls ist durch Freud entstanden, in dem Sinn, in dem Freud, eins der auslösenden Elemente war. Das „eine gewisse Zeit“, wovon Fließ spricht, ist die Zeit, die er gebraucht hat, um es nach seiner Art zu verstehen.

Einige Eigentümlichkeiten der Lektüre Fließ' in In eigener Sache In seiner Art zu verstehen, zeigt Fließ, daß er von der Realität des Plagiats überzeugt ist. Wie es scheint, ist das Ensemble der Ereignisse der Plagiatsaffäre an die Wirkungen der Lektüre gebunden, und alles hängt von der Art ab, in der man den Text eines „Nachahmers“ liest, um ihn als einen solchen zu empfinden. Man müßte demnach jedes Beispiel gesondert wiederaufnehmen, das Fließ dazu dient, seine Plagiatsbehauptungen zu stützen. Man könnte sehen, daß die Plagiatsbeschuldigung nicht ganz unbegründet ist.

Gleichwohl werden wir, um unsere Aufmerksamkeit auf die Eigentümlichkeiten zu beschränken, nur ein Beispiel in Betracht ziehen. Es bezieht sich auf einen Satz Freuds, insofern als Fließ bei Freud eine Garantie des Sprechens sucht; an Sätzen von Freud können also Verdrehungen der Lektüre auftreten, umso mehr als diese Sätze eine gewisse Zweideutigkeit haben können.

In seinem Brief an Fließ vom 27. 7. 04 schreibt Freud, daß die Idee der Bisexualität in der Literatur verbreitet ist, und, sich direkt an Fließ wendend, „du wirst zugeben, dass ein findiger Kopf leicht auch von selbst den Schritt tun kann, die bisexuelle Anlage von einigen auf alle auszudehnen, wenngleich, dieser Schritt Dein Novum' ist. Für mich persönlich warst Du stets (seit 1901) der Autor der Idee der Bisexualität“. ⁴³ An dieser Stelle der Wiedergabe des Briefes von Freud merkt Fließ eine Bemerkung Pfennigs an, die für ihn zählt: „In Wirklichkeit seit Frühjahr 1897 (vgl. oben!).“ „Es liegt ein Tendenzirrtum Freuds zugunsten Weiningers vor“ (Pfennig).

Hier ist also die Deutung, die Pfennig gegeben hat, die durch Fließ wiederaufgenommen wird. Pfennig wird eine Anmerkung des Werkes von Weininger aufgreifen, in der dieser erklärt, daß er bis Anfang 1901, zu welchem Zeitpunkt er Schopenhauer gelesen hat, geglaubt habe, das Gesetz der sexuellen Anziehung aufgrund der Bisexualität als erster gefunden zu haben. Von da aus beginnt Pfennig zu behaupten, daß Weininger sagt, er habe seine Entdeckung 1901 gemacht. Denn er schreibt, daß diese Zeitangabe Weiningers gar keine Beziehung auf Schopenhauer hat, daß sie nur dazu bestimmt ist, ihn bei einer Prioritäts-Reklamation seitens Fließ zu decken. Dieser schon hinreichend ausgeklügelten Deutung fügt er anmerkend hinzu: „Merkwürdig ist, dass auch Freud irrtümlicherweise erst seit 1901 Fließ als Autor der Bisexualitäts-Idee gelten lassen will“, in Wirklichkeit jedoch habe Fließ ihm seit 1897 von ihr erzählt, in einer Zeit also, in der Weininger, 17 Jahre alt, noch im Gymnasium war ⁵⁰. Schließlich notiert Pfennig ein wenig später in seinem Text, als er den Brief von Freud zitiert, den von Fließ zitierten Satz.

Von einer Verzerrung dessen ausgehend, was Weininger gesagt hat (der nicht sagt, daß er seine Entdeckung im Jahr 1901 gemacht hat, sondern daß er bis 1901 glaubte, der erste zu sein, sie gemacht zu haben), konstruiert Pfennig eine Deutung, die die Eigenschaften einer wahnhaften Deutung hat. Weil dasselbe Datum, 1901, in dem Buch Weiningers als Anmerkung und in Parenthese und in einem Brief Freuds erscheint, gibt Pfennig dem Leser zu verstehen, daß Freud dieses Datum präzise in bezug auf die Anmerkung Weiningers angeben habe, aufgrund posthumer Komplizenschaft mit ihm, und um Fließ die Priorität der Idee der Bisexualität streitig zu machen!

Das, was Pfennig zu verstehen gibt (hinreichend klar in der Tat), sagt Fließ ausdrücklich: „Indem er mich als Autor der Bisexualität

seit 1901 bezeichnet, geht es (von der Seite Freuds aus) um den Willen, mir Unrecht zu tun. 1901 ist nämlich das Jahr, in dem Weininger seine Entdeckung gemacht haben will, und der ‚Tendenzirrtum‘ hat nur den Sinn, mich in zeitliche Konkurrenz mit Weininger zu bringen“.⁵¹

Was bedeutet nun der Bezug auf das Jahr 1901 in dem Brief Freuds? Freud will überhaupt nicht sagen, daß Fließ seit 1901 Autor der Bisexualität ist, es sei denn, man isoliert noch einmal das Datum von seinem Kontext. Er will sagen, daß er sich im Jahr 1901 daran erinnert hat, daß ihm Fließ als erster von der Bisexualität 1897 erzählt hatte. Dieses Datum kehrt in der Episode wieder, über die Freud in *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* berichtet hat, ein Text, der doch Pfennig und Fließ bekannt war und den beide zitieren. Die ganze Weite der Äußerung Freuds, der sich an Fließ in einem privaten Brief wendet, wurde weggeräumt, um nur eine feststehende Aussage über ein reales Faktum übrig zu lassen, eine Aussage, die sich schon an eine Öffentlichkeit wendet, bevor diese das Werk von Fließ liest. Indem er die an den Kontext gebundene Dimension der Äußerung unterdrückt, läßt Fließ eine gewisse mögliche Zweideutigkeit des Inhalts erscheinen. Da nämlich, wo diese Zweideutigkeit auftaucht, wird die Äußerung als Beweis einer eindeutigen Interpretation gegeben.

Diese Interpretation ist durch eine andere überdeterminiert, die denselben Mechanismus einer wahnhaften Deutung hat, nämlich durch die Funktion eines Beweises, die die Gleichzeitigkeit der beiden Ereignisse erhält, hier das Datum 1901, das zugleich von Weininger und Freud erwähnt wurde.

Die Dinge komplizieren sich dadurch, daß Freud, als er 1901 schreibt, um das Datum seines Treffens mit Fließ zu erinnern, sich irrt, wie wir gesehen haben. Das Treffen, auf das er anspielt, und bei dem es um die Frage der Priorität des Gedankens der Bisexualität ging, fand am Achensee in dem berühmten Sommer 1900 und nicht 1901 statt, was Fließ, der einige Seiten vorher über dieses Treffen gesprochen und sein Datum angegeben hatte, sehr wohl wußte. Fließ bringt den Lapsus Freuds nicht zur Geltung: 1901 statt 1900. Aber er bemerkt dennoch einen Irrtum, den er deutet: 1901 anstelle von 1897. In beiden Fällen handelt es sich um einen Irrtum der Nachdatierung. Man kann sich die Frage stellen: Wenn Freud keinen Lapsus begangen hätte, hätte dann Fließ dieses Datum gedeutet? Seine Interpreta-

tion, die Freud eine Prioritätsbestreitung zuschreibt, könnte sie zu dem Grund des Lapsus von Freud in Verbindung stehen?

Dies führt dazu, sich über den Anteil zu befragen, der Freud zukommt in dem, was Fließ ausdrückt, zumal es bei Freud etwas von Fließ gibt, das schlummert.

Die Nachwirkung der Gedanken Fließ' und sein Stück Wahrheit

Die Vermittlung der Gedanken von Fließ an Freud und andere Psychoanalytiker hat sich nach dem Abbruch der Korrespondenz zwischen Freud und Fließ fortgesetzt, und gewiß muß man in dieser Tatsache den Existenzbeweis dieses „Stückes verkannter Wahrheit“ sehen, von dem Freud zu Abraham im Blick auf Fließ sprach. Mehrere Spuren davon sind erkennbar. Ich werde nur einige erwähnen.

Zunächst kann man die Arbeit von Freud über Schreber im Licht der Beziehung Freud-Fließ wiederlesen. Wir haben gesehen, daß Freud Jung anvertraut, daß er das, was er über die Paranoia gelernt hat, Fließ verdankt, nicht Schreber. Weil er geglaubt hat, daß Fließ eine Paranoia „nach“ seinem Bruch mit ihm entwickelte. Es ist also eine Folge dieses Bruches, daß er in seinem Text über Schreber eine Theorie der Paranoia geschaffen hat, nach der diese aus einem Rückzug der homosexuellen Libido hervorgeht. Indem Freud, ohne ganz ihre Bedeutung zu ermessen, davon ausgehend, seine Theorie der Paranoia entwickelt, läßt er diese Theorie von einer Veränderung einer Beziehung abhängen, die Mannoni und Lacan übrigens als transferentiell qualifiziert haben⁵². Wenn man darauf zurückkommt, ist es nicht folgenlos für die Theorie der Übertragung, insbesondere im Blick auf einen Psychotiker, da Freud schließlich sagte, daß die Psychotiker nicht übertragen. Diese Behauptung, die durch die Fakten und andere Texte dementiert wird, versteht man besser, wenn man berücksichtigt, daß diese Konzeption der Entfaltung der Paranoia für Freud hervorgeht aus dem Bruch einer Übertragungsbeziehung zu seinem Freund.

Diese Theorie der Paranoia, die Freud in dem Moment des Bruches mit Fließ geschmiedet hat, hat er auch sofort, vor der Publikation des Falles Schreber, seinen Schülern vermittelt, namentlich an K. Abraham (in: *Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und der Dementia praecox*, 1908⁵³).

Drei andere Wege können erhellen, was wir in dem Ausdruck „das Stück verkannter Wahrheit, das bei Fließ existiert“ hören.

Zuerst das Faktum, daß der älteste Sohn von W. Fließ, Robert, ein Psychoanalytiker Freudscher Richtung wurde, der in den USA praktiziert, der Artikel und Bücher schreibt, die von Talent zeugen⁵⁴. Dies ist **zumindest** der Beweis, daß Fließ kein unüberwindliches **Hindernis** für die Weitergabe der Psychoanalyse gebildet hat. Von da **aus** zu denken, daß er sogar diese Vermittlung ermöglicht habe, bleibt eine offene Frage.

Wenn man feststellen kann, daß es bei dem Sohn von Fließ eine Übermittlung der Ideen von Freud gegeben hat, so beobachtet man im Gegenzug bei einem der angesehensten Schüler Freuds, bei Abraham, daß es eine Übermittlung der Zahlen von Fließ gegeben hat. Man weiß, daß Abraham nach Berlin gegangen ist, um sich niederzulassen, und daß er der Freund und Patient von Fließ wurde. Man weiß dagegen nicht, daß Abraham auch ein überzeugter Anhänger der Periodenlehre von Fließ war. Er verheimlichte dies jedoch Freud nicht, dem er noch im Jahr 1925, dem Jahr seines Todes, schreibt: „So würde ich Ihnen gern berichten, wie meine Krankheit in geradezu frappanter Art alle Fließschen Ansichten von der Periodizität bestätigt hat.“⁵⁵ Die Briefe von Abraham an Fließ, die wir in der Rubrik *Document* dieser Nummer der *Revue du Littoral*⁵⁶ veröffentlichen, bestätigen die Bedeutung, die Fließ in den Augen Abrahams gehabt hat.

Dies beweist, daß im Grund das Stück Wahrheit bei Fließ nicht bei allen so sehr verkannt war, was jedoch von den Analytikern nicht gern gesehen wurde.

Was Freud betrifft, wenn er selbst von verkannter Wahrheit spricht, dann deutet er an, daß er auf seine Weise einen **Teil** anerkannt hat. Schon während der Zeit seiner Freundschaft mit Fließ hatte Freud sehr regen Anteil an den theoretischen Ausarbeitungen von Fließ: durch die Sendung von klinischem Beobachtungsmaterial, durch die Durchsicht und die Kritiken der Manuskripte von Fließ vor deren Publikation, durch seine Ermutigungen zu theoretisieren, durch das Schicken von Patienten, durch die Wahl von Fließ zum persönlichen Arzt⁵⁷... Aber auch nach der Plagiatsaffäre nimmt Freud mehrmals Bezug auf die Arbeiten von Fließ. Seltsamerweise sind die beiden bei Fließ untrennbaren Gedanken, der der Bisexualität und der der Periodizität, aufs Neue in den Zitierungen von Fließ durch Freud getrennt worden. Bald handelt Freud über die Bisexualität und diskutiert den Standpunkt von Fließ (in *Ein Kind wird geschlagen* und in *Endliche und unendliche Analyse*), bald behandelt er das Periodengesetz nach Fließ

(in den Anmerkungen zur *Traumdeutung*, 1909, 1911) in *Die Disposition zur Zwangsneurose* und in *Jenseits des Lustprinzips*.

Die Teilnahme Freuds an den Gedanken von Fließ ist schwer trennbar von der Entdeckung des psychoanalytischen Wissens durch Freud. So daß alles, was man über Fließ sagen kann, all das, was sich bei ihm findet, seine „paranoia scientifica“ inbegriffen, eine Art Rand, manchmal eine Art Kehrseite des analytischen Wissens, bildet, das sich erfindet. Eine solche Affäre, wie die des Plagiats, ist in dieser Hinsicht für uns günstig, um uns über den Einsatz des Eigennamens nachdenken zu lassen, wenn neue Signifikanten zu zirkulieren beginnen. Diese können sich nicht selbst ohne Bezug auf einen Eigennamen halten. Die eigene Sache von Fließ erinnert uns daran.

1 BRIEFWECHSEL FREUD-JUNG, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984.

2 BRIEFWECHSEL FREUD-ABRAHAM, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1965.

3 WILHELM FLIEß: *Der Ablauf des Lebens, Grundlegung zur exacten Biologie*, Leipzig und Wien: F. Deuticke 1906, 12. Vgl. auch die beiden anderen Texte: *Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen. In ihrer biologischen Bedeutung dargestellt*, Leipzig und Wien: F. Deuticke 1897. *Männlich und Weiblich*, in: *Zeitschrift für Sexualwissenschaft*, I, 15 20, 1914.

4 „Der Ausgangspunkt unserer Forschung soll die Regel des Weibes bilden. Es ist dies ein natürlicher Ausgangspunkt. Schon der Name deutet die typische Wiederkehr an und die weitere Bezeichnung der monatlichen Reinigung, der Menstruation verknüpft ihren Zyklus mit einem astronomischen Zeitabschnitt, dem Mondumlauf.“ *Der Ablauf*, 12. [A. d. Ü.]

5 Vergleiche *Männlich und Weiblich*.

6 W. FLIEß: *Das Jahr im Lebendigen*, Jena: Eugen Diederichs, 1918, 137.

7 W. FLIEß: *Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen*, IV: „Ihre Existenz [die der Perioden, A. d. Ü.] ist sonach nicht auf den Menschen beschränkt, sondern geht ins Thierreich und wahrscheinlich durch die ganze organische Welt. Ja die wunderbare Genauigkeit, mit der die Zeit von 23 bzw. 28 ganzen Tagen innegehalten wird, lässt eine tiefe Beziehung astronomischer Verhältnisse zur Schöpfung der Organismen vermuthen.“ [A. d. Ü.]

8 Ebd., 194: „Auch diese Zahlen sind sehr significant. Man sieht in den beiden angeführten Beispielen wie die 23- und die 28tägige Periode mit ‚unverkennbarer‘ Deutlichkeit auch beim Manne existieren.“ [A. d. Ü.]

- 9 Ebd., 174: „Der Zufall im Datum wird ausgeschlossen ...“ [A. d. Ü.], „Der Zufall ist eine Blasphemie, sagte Lessing“ schreibt übrigens Fließ.
- 10 W. FLIEß: *Die Beziehungen*, 117: „Bei der Betrachtung dieser Reihen springt die grundlegende Tatsache in die Augen, dass sie sich in zwei große Gruppen sondern. Die eine Gruppe mit dem 28-tägigen und die andere mit dem 23-tägigen Intervall.“ [A. d. Ü.]
- 11 Ebd., 160: „Diese Thatsachen sind beredt. Wir werden aber alsbald weitere Zeugnisse kennen lernen, vor denen der Zweifel verstummt.“
- 12 W. FLIEß: *Zur Periodenlehre*, Jena: Eugen Diederichs 1925, 2 8 und *Das Jahr*, 123–134.
- 13 W. FLIEß: *Zur Periodenlehre*, 6. auf S. 32 wiederholt.
- 14 W. FLIEß: *Der Ablauf*, 342 ff.
- 15 Weisen wir darauf hin, daß PAUL GUIRAUD: *Les formes verbales de l'interprétation délirante*. AMP, Paris: Masson 1921, 395–412, im Rahmen der „relations kabbalistiques“ von einem Fall gesprochen hat, der an den von Fließ denken läßt: „Indem sie verschiedene und gefällige Additionen ihres Alters macht, wobei bestimmte Zahlen die Geburt ihrer Töchter darstellen [...] bleibt die Kranke davon überzeugt, daß sie die Daten der wichtigsten Ereignisse ihres Lebens vorhergesehen hat.“ In demselben Artikel von Guiraud findet sich der Fall von „c'est Loulou Lloyd“, kommentiert in den Artikeln von J. ALLOUCH und E. PORGE in: *Littoral* Nr. 314, *L'assertitude paranoïaque*, février 1982.
- 16 W. Fließ: *Zur Periodenlehre*, 8.
- 17 Freud gebraucht dasselbe Wort, um das zu bezeichnen, was der Analysant mitzuteilen hat. Übersetzt durch: association, idée qui vient à l'esprit, idée incidente (*La Transa*).
- 18 Vgl. den Kommentar von Lacan zu diesen Sätzen in: *Ecrits*, Paris: Seuil, 1966, 539–540. Schriften II, 69 ff.
- 19 W. FLIEß: *In eigener Sache. Gegen Otto Weininger und Hermann Swoboda*, Berlin: Emil Goldschmidt 1906. Auf diesen Text werden wir zurückkommen.
- 20 Insbesondere S. 10 („Ebenso, wie von den ...“), 13 („Nur dass nirgends ...“; „Nur dass diesmal ...“), 16 („So in Berlin ...“), 28 („Obwohl diese Resultate ebenfalls ...“).
- 21 W. FLIEß: *In eigener Sache*, 8. Vgl. die von Fließ in *Die Beziehungen*, 223, gegebene Erklärung „Wir sahen dass die ‚Mutter‘ die Periodicitäten auf ihr Kind überträgt. [...] In weiterer Konsequenz unserer Überlegungen kann man die Frage aufwerfen, ob nicht auch das Geschlecht des Kindes von der Mutter in der Weise bestimmt sein könnte, dass es davon abhängt, eine wie geartete Periode (männlich oder weiblich) das befruchtete Ei ‚zuerst‘ nach der Conception trifft. [...] Da in dem gleichen Zeitraum mehr männliche Perioden ablaufen als weibliche, und zwar in dem Verhältnis von 28:23, so kann auch der befruchtete Keim von den männlichen Perioden öfters zuerst getroffen werden, als von den weiblichen. Findet dieses öftere Getroffenwerden wirklich in dem Verhältnis 28:23 oder, was dasselbe ist von 121,7:100 statt, so müssten 121,7 Knaben auf 100 Mädchen ‚entstehen‘. Die ‚obere‘ Grenze des Knabenüberschusses (lebende und tote Kinder zusammengerechnet) würde demnach durch das Verhältnis 121,7:100 gegeben sein. Das ist thatsächlich der Fall. Die Statistik grösserer Zahlen kennt keinen höheren Knabenüberschuss.“ [A. d. Ü.]
- 22 W. FLIEß: *Der Ablauf*, 415–416. Dasselbe Beispiel ist in *Männlich und Weiblich* wiederaufgenommen.
- 23 *In eigener Sache* endet mit: „Das neue Wort ist aus dem neuen Begriff geboren. Weil vom Soma-Geschlecht und nicht vom Geschlechtlichen ausgegangen wird, wurde das Spezialwort ‚Doppelgeschlechtlichkeit‘ durch das allgemeinere und

- umfassendere ‚Doppelgeschlechtigkeit‘ ersetzt. Und ich hoffe, es werde mit der neuen Einsicht auch das neue Wort bald das Bürgerrecht in der Biologie erhalten.“
- 24 W. FLIEß: *Der Ablauf*, 511 ff.
- 25 ders.: *Männlich und Weiblich*.
- 26 ders.: *Der Ablauf*, 509 f.
- 27 Wenn man die eigene subjektive Beziehung Fließ’ zur Sprache in Klammern setzt, kann man seine Konzeption mit der des Kratylos vergleichen, die z. B. von COURT DE GEBELIN: *Histoire naturelle de la parole*, Paris 1776, dargelegt wurde, nach der „wir unsere Ideen durch die Rede malen“, die Wörter sind nicht arbiträr, die Laute malen die Eigenschaften der Objekte, die sie bezeichnen, alle Sprachen stammen von einer Muttersprache ab, die von der Nachahmung der Natur kommt.
- 28 S. FREUD: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*, GW IV, 176.
- 29 OTTO WEININGER: *Geschlecht und Charakter, Eine prinzipielle Untersuchung*, München: Matthes & Seitz 1980. Zum Teil (und schlecht) ins Französische übersetzt, Lausanne: L’âge d’homme 1975.
- 30 H. SWOBODA: *Die Perioden des menschlichen Organismus in ihrer psychologischen und biologischen Bedeutung*, Leipzig und Wien: F. Deuticke 1904. Man wird die Analogie des Titels mit dem von *Die Beziehungen* bemerken, und auch die Tatsache, daß es sich um denselben Verleger handelt.
- 31 THOMAS S. KUHN: *La Tension essentielle*, Paris: Gallimard 1990, besonders das Kapitel VII *La structure historique de la découverte scientifique*.
- 32 Swoboda schreibt an Fließ: „Das ist ja schließlich der Weg der Wissenschaft vom Geahnten, pauschaliter Gewußten zur gegliederten klaren Erkenntnis. Und zu diesem Endergebnis hat nie die Arbeit eines einzigen hingereicht. [...] Das ist doch das Kriterium besserer Bücher, daß in ihnen mehr steckt als sich der Autor selber im Augenblick der Niederschrift träumen läßt, daß sie mit anderen Worten der Ausgangspunkt einer selbständigen Entwicklung sind. ‚Die Macht über die Nachkommenschaft reicht nur bis zur emissio seminis. Dann gehen die Dinge ihren eigenen Weg, und man ist zur Rolle des Zuschauers verurteilt.‘ Bei der geistigen Produktion ist es ebenso. ‚Will man nicht anregen, dann muß man posthume Werke schreiben.‘“ Brief vom 28. Juni 1905. Von Pfennig zitiert auf den Seiten 65 ff. Pfennig dagegen erklärt: „eine wissenschaftliche Leistung von hohem Rang trägt ein so individuelles Gepräge wie nur irgendeine künstlerische und ist um nichts weniger selten und kostbar.“ RICHARD PFENNIG: *Wilhelm Fließ und seine Nachtdecker*, Berlin: E. Goldschmidt 1906, 38.
- 33 Unter den Zeitungen, die wir konsultiert haben, nennen wir: *Die Zeit* (Wien), *Berliner Börsen Courier*, *Hamburger Nachrichten*, *National Zeitung* (Berlin), *Berliner Tageblatt*, *Hamburger Fremdenblatt*, *Neues Wiener Journal*, *Dresdner Anzeigen*, *Allgemeine Zeitung* (München), *Deutsche Tageszeitung* (Berlin), *Die Zukunft* (Berlin), *Münchener Neueste Nachrichten*, *Neues Wiener Tageblatt*, *Die Post* (Berlin), *Freie Deutsche Presse*, *Böhmen*, (Prag), *Börsen Zeitung* (Berlin), sowie Zeitungen aus Dresden, Nürnberg, Essen ...
- 34 Über das Leben und das Werk von Paul Julius Moebius vgl. J. LE RIDER: *Der Fall Otto Weininger. Wurzeln des Antifeminismus und Antisemitismus*. Wien und München: Löcker Verlag 1985. Im IV. Kapitel dieses Buches, 78–102, das unseren Gegenstand entspricht, das den Titel trägt *Weininger und die Plagiatsaffäre. Moebius, Fließ, Freud und andere*, findet man einen Satz Weiningers als Eingangsmotto: „Jede wissenschaftliche Entdeckung wird immer von Zweien oder Mehreren gleichzeitig gemacht.“ Moebius wird von Freud in den *Gesammelten Werken* zitiert: I, 86, 316, 323; V, 15, 33, 37, 71; VII, 162; XIV, 40, 371.

- 35 W. FLIEß: *In eigener Sache*, 5, wiederholt auf 30.
- 36 ders., *Der Ablauf*, 31. J., unserer beiden Zahlen“ A. d. Ü.]
- 37 ders., *Das Jahr*, 127.
- 38 Fließ (Brief vom 20. 7. 1904: „dass die beiden Männer Intimi waren“) und Freud (Antwort vom 23. 7. 04: „sein intimer Freund“) qualifizieren beide die Freunde Swoboda und Weininger als „intime“, Pfennig gebraucht denselben Ausdruck, um die Freundschaft Freud Fließ (S. 23) und die Swoboda Weininger (S. 25) zu beschreiben: „intimster Freund/intimsten Freunde“.
- 39 In seinem Brief vom 29. 1. 1904 an Swoboda wendet sich Fließ an diesen wie folgt: „Verehrter Herr Doktor, meinen herzlichsten Dank für die Übersendung Ihres fesselnden Buches, in welchem das Periodenproblem in eine vielfache und teilweise neue Beleuchtung gerückt wird. [...] Ich glaube die von Ihnen dafür angeführten, an sich völlig richtigen Tatsachen dürften einer anderen Deutung fähig sein, die Sie in meinem neuen Buch dargelegt finden werden. Jedenfalls freue ich mich, in Ihnen einen gleichstrebenden Forscher gefunden zu haben, den ich mit diesen Zeilen freudlichst begrüßen darf. Ihr ergebener Wilhelm Fliess.“ In der Mitte des Briefes schreibt er: „Sehr bald aber bin ich weiter gekommen, habe aus der Geschichte hervorragender wissenschaftlicher Entdeckungen nachweisen können, wie sie auf einen Termin fallen, und bin dann sogar mit meinem Freunde Prof. Freud in Streit geraten, der den Einfluß der Periodizität auf die psychischen Phänomene leugnet.“ (Von Pfennig auf der S. 61 zitiert).
- 40 W. FLIEß: *In eigener Sache*, 18: „Zunächst war es mir aufgefallen, daß ich bei Weininger den Namen Swoboda gelesen hatte.“
- 41 R. PFENNIG: *Wilhelm Fließ*..., 59: „Eine derartig komplizierte Psyche hat eben zur Voraussetzung jene bekannt Doppel-Persönlichkeit; fügen wir hinzu, daß dazu auch eine Moral mit doppeltem Boden gehört.“
- 42 W. FLIEß: *In eigener Sache*, 28: „Weininger verwechselt eben das Geschlechtliche mit dem Geschlecht. So wenig zu eigen hat er sich den Gedanken der dauernden Doppelgeschlechtigkeit gemacht, daß er ihn missverstehen kann.“
- 43 ders., *In eigener Sache*, 26, 28, 38.
- 44 Dieselbe Wendung, bei Pfennig, 28 geschrieben, ist von Fließ, 15 (*In eigener Sache*) ohne Anführungsstriche wiederholt worden: „Auch bin ich nicht in einem ‚Prioritätsstreit‘ mit Weininger, sondern ich beschuldige ihn und Swoboda das mag er sich endlich merken! des Plagiats: Begriffe, die in seiner Broschüre geflissentlich vertauscht werden.“
- 45 Brief vom 20. 7. 1904, zitiert in *In eigener Sache*, 19. Der Satz „und Deine Meinung über das, was ich tun muß, um mein Eigentumsrecht zu schützen“, ist gestrichen.
- 46 W. FLIEß: *In eigener Sache*, 18 und 23. Vgl. das Gleichnis vom „untreuen Verwalter“, Neues Testament, Lukas, Kap. 16.
- 47 Die Beweisführung ist auf den S. 16–18 von *In eigener Sache* verdichtet.
- 48 Vgl. JANET MALCOM: *Tempête aux Archives Freud*, Paris: PUF 1986, 129.
- 49 W. FLIEß: *In eigener Sache*, 22: „Du wirst zugeben, dass ein findiger Kopf leicht auch von selbst den Schritt tun kann, die bisexuelle Anlage von einigen auf alle auszudehnen, wenn gleich ‚dieser Schritt Dein Novum‘ ist. Für mich persönlich warst Du stets (seit 1901 *) der Autor der Idee der Bisexualität“. * „In Wirklichkeit seit Frühjahr 1897! (s. oben) Es liegt ein Tendenzirrtum Freuds zugunsten Weiningers vor“ (Pfennig).
- 50 R. PFENNIG: *Wilhelm Fließ*. 21 und 30.
- 51 W. FLIEß: *In eigener Sache*, 25.
- 52 O. MANNONI: *Clefs pour l'imaginaire ou l'Autre scène*, Paris: Seuil 1969, Kapitel *L'analyse originelle*. J. LACAN: *Proposition du 9 octobre 1967 sur le psychanalyste de l'École*, Scilicet 1, Paris: Seuil 1968, 24.

- 53 KARL ABRAHAM: *Psychoanalytische Studien II*, Gesammelte Werke in zwei Bänden, Herausgegeben und eingeleitet von Johannes Cremerius. Frankfurt/M.: S. Fischer 1971, 132 ff.
- 54 Wir nennen *Ego und Body Ego*, New York: International Universities Press 1961; *Symbol, dream and psychosis*, New York: International Universities Press 1973; den Artikel *Silence and Verbalization*, von Lacan in *Ecrits*, 301 zitiert. (Vgl. *Schriften I*, 145).
- 55 S. Freud, Karl Abraham: Briefe 1907–1926. Frankfurt/M.: S. Fischer 1965, S. 367.
- 56 *Revue du Littoral*. École lacanienne de psychanalyse, Nos. 31–32, Paris 1991. [A. d. Ü.]
- 57 Vgl. z. B. M. SCHRÖTER: *Un dialogue scientifique entre Freud et Fließ, Le projet d'étude sur la neurasthénie* (1983), *Revue Internationale d'Histoire de la Psychanalyse*, numéro 2, Paris: PUF 1989, und natürlich den Briefwechsel mit Fließ, veröffentlicht im Fischer Verlag, Frankfurt/M., 1986. Herausgegeben von J.-M. Masson. Bearbeitung der deutschen Fassung von Michael Schröter.

(übersetzt von Hans Naumann)

Zur Logik selbstorganisierter Systeme

Dieter Hombach

Erster Teil und *Zweiter Teil*, *Erstens*, *Zweitens* sind in Heft 18 und 19 erschienen; der Schluß der Arbeit, *Zweiter Teil*, *Viertens*, *Fünftens*, erscheint im nächsten Heft.

Drittens

Durch-Schnitt

Von der seinslogischen Diagonale

Selbstorganisierte Systeme sind Systeme, die sich schwer beschreiben und analysieren lassen. Diese Schwierigkeit folgt aus ihrer Struktur, die den meisten, wenn nicht allen Denkmodellen, die uns lieb sind, entgegenlaufen. Da gibt es beispielsweise jene Selbsterzeugung, der Hegel und Gödel gefolgt sind. Ein System macht sich von seinen eigenen Voraussetzungen, von seinem eigenen Anfang los, um selbst, statt fremdbestimmt zu werden. Diese Loslösung steht für eines der Merkmale selbstorganisierter Systeme, die schwer zu beschreiben sind. Denn obwohl sie bruchlos und also ohne Sprung oder gar Disharmonie erfolgt, verschiebt sich in ihr das uns geläufige Verhältnis von Ursache und Wirkung. In selbstorganisierten Systemen, Gödel würde sagen, in hinreichend komplexen Systemen, folgen aus Ursachen oftmals Wirkungen, die ableitbar und trotzdem akausal sind. In Gödels Beweis wie in Hegels Logik gibt es Wirkungen, die ihren Ursachen widersprechen.

Dazu läßt sich einiges sagen. Doch was immer man dazu auch zu sagen hat, es wird nicht in unsere gewohnten Denkmodelle zurückführen. Wir können die sehr eigentümliche Struktur selbstorganisierter Systeme zwar formulieren, doch werden wir das seltsame Gefühl, daß sie uns dadurch nur noch fremder werden, nicht los. Um das gleich zu

demonstrieren, möchte ich ein solches Gesetz, das zur Dynamik eines selbstorganisierten Systems paßt, angeben. Es ist Hegel und Gödel aufgefallen und deshalb für mich von besonderem Interesse.

Wenn es so ist, daß selbstorganisierte Systeme in der Ausformulierung ihrer selbst zu Konsequenzen führen, die ihrer eigenen Axiomatik entgehen, kann man sagen, daß solche Systeme nur dann vollständig beschrieben sind, solange sie widersprüchlich bleiben. Andersherum ausgedrückt: widerspruchsfreie Systeme sind unvollständige Systeme. Genau das aber sagt Gödels berühmtes Unvollständigkeitstheorem aus. Er hat es aus jenem Beweis gewonnen, der darlegt, daß in hinreichend komplexen Systemen stets Wirkungen beschrieben werden können, die ihren Voraussetzungen widersprechen. Das war Gödels Antwort auf Hilberts Hoffnung einer widerspruchsfreien Beschreibung komplexer Systeme. Ich möchte ihr folgen, indem ich einmal mehr Hegel folge.

Denn auch Hegel hat ein Gesetz, hat eine Ordnung entdeckt, die diese Dynamik selbstorganisierter Systeme ausdrückt: wie Gödel zeigt, daß hinreichend komplexe Systeme, die widerspruchsfrei gedacht werden sollen, nur unvollständig beschrieben sind, zeigt Hegel, daß jeder Versuch, aus seiner Logik den Widerspruch auszuschließen, in einen, wie er sich ausdrückt, unendlichen Regress führt¹.

Nun wird man sagen, daß das nicht dasselbe ist. Auf den ersten Blick sicher nicht. Und doch möchte ich zeigen, daß beide Beweise auf etwas Ähnliches reagieren. Sie reagieren darauf, daß es unmöglich ist, selbstorganisierte Systeme in den Griff zu bekommen.

Ich möchte das an Hegels Logik zeigen. Zu diesem Zweck zeichne ich den Weg nach, auf dem er sein Gesetz gewann. Sein Gesetz, das aussagt, daß in seiner Logik der Ausschluß des Widerspruches unabschließbar ist.

Dieser Weg führt uns auf jene Größe zurück, die „Etwas“ heißt. Denn im „Etwas“ hat sich der Widerspruch niedergeschlagen, der die Hegelsche Logik so nahe an Gödels widersprüchliche Sätze gebracht hat. Nach dieser Vorüberlegung sind wir bereit, den Hegelschen Beweis, den ich angedeutet habe, zu verstehen.

Um zu zeigen, daß jeder Versuch, den Widerspruch aus seiner Logik zu verbannen, in einen unendlichen Regreß führt, wählt Hegel ein einfaches Verfahren: er schließt die von ihm als widersprüchlich beschriebene Größe, also „Etwas“ aus. „Etwas“ ist kein doppeltes

Etwas, keine Vermischung, Verzweigung, Fluktuation, nicht Dasein und Daseiendes, nicht Schwankung und unentscheidbarer Satz: Etwas ist Etwas *und* Anderes, nicht verknäuel, verknötet, verschlungen – sondern getrennt.

Das Andere schließt das, was vor ihm war, schließt das Etwas in seiner widersprüchlichen, seiner übercodierten, seiner unentscheidbaren Form aus. Das Andere zieht Etwas aus, löst den Knoten, in den es sich schürtzt, glättet und ebnet jenes Knäuel doppelter Negationen, aus denen Etwas besteht. Etwas war mehrfach, dies *und* das, ununterscheidbar. Etwas wird Etwas und Anderes und die multiple Belegung verteilt sich zur eindimensionalen Belegung mehrerer Plätze. Wie im Etwas viele Nuancen widerstreitend verschlungen lagen, der Blick streift sie rasch und je nach Winkel und Optik zeigt es sich anders, stehen Etwas und Anderes „gleichgültig gegeneinander“ (I, 125).

Das mag der Grund sein, warum Hegel nur „mit Argumenten, wie sie sich schwächer kaum irgendwo in der Logik finden“, aufs Thema „des Andersseins *überzuleiten*“² in der Lage war: zum Anderen gibt es keine Überleitung, das Andere verwirft die Größe, auf die es folgt. Nach der multiplen die zweistellige Optik, nach der variablen, changierenden, ständig platztauschenden, wechselnden, schillernden, haltlosen Relation die Spaltung.

Jetzt der Satz nach der Trennung, nach der Zerschlagung des Knotens, der Satz, der die Spaltung festigt und optimiert, ihr Bestand gibt: „ein Anderes ist auch ein unmittelbar Daseiendes, ein Etwas“ (I, 125). Und erneut fällt alles zusammen, bricht die Grenze zwischen den Positionen, wird das sorgsam Geschiedene schon wieder identisch, vermischt und verwischt sich – doch diesmal gefahrlos. Es ist „dasselbe“ (I, 126), was sich von nun an begegnet.

Nicht daß die widersprechenden Botschaften verstummen, sie werden auf unterschiedliche Sender verteilt und damit gleichgerichtet, weil es den Streit, die Kakophonie, das Gebrüll, den Wirrwarr der Stimmen nur geben kann, solange er als eine einzige erscheint. Eine Stimme, die in tausend Geräuschen schallt – daneben tausend Stimmen, fein getrennt, ausbalanciert und gewichtet. Jede ist anders und doch sind sie gleich: ein und nur ein identifizierbarer Ton. Das ist die Geburt der Ordnung aus dem Chaos, des Gesangs aus der Glossolalie, die Melodie im Geschrei. Was Tosen war, wird Musik, heller Klang über den Nebeln einer gichtspritzenden See. Die Differenz. Eins aber fehlt den vielfachen Einen, dem gleichverteilten Muster, das sich aus

regentropischer Bildlosigkeit zeugt: der Selbstbezug oder die Selbstorganisation.

„Drittens ist daher“, fährt Hegel fort, „das Andere zu nehmen als isoliert, in Beziehung auf sich selbst“ (I, 126).

Das Andere des Anderen, das ist die Ordnung, die den Platz des selbstbezüglichen Etwas zu belegen versucht, Fuß fassen will da, wo Wasser und Sand unablässig vermischt, durcheinandergewühlt werden, da, wo es keine Trennung, keine Differenz, wo es Widerspruch gibt. Jetzt also Selbstbezug aus der Ordnung, aus der Widerspruchlosigkeit. Wenn er gelingt, wird er den alten, den seinem Gegenteil verwobenen Selbstbezug abgelöst haben, denn Anderes ist Etwas und Etwas wäre frei, frei von der Unklarheit, der Unentscheidbarkeit.

Und als ob die Trennung noch nicht weit, noch nicht gründlich genug ausgeführt wäre, als ob sie es nun wäre, die wuchert und expandiert, teilt sich das Andere, spaltet sich und bricht auf. Weil es „nur zu sich selbst sich verhalten soll“, tritt es sich fremd gegenüber, wie zerrissen vom eigenen Bezug: „Denn es ist das Anderssein und so kann es sich zu sich selber auch nur als ein Anderes verhalten“³ (80). Es gibt im Selbstbezug des Anderen keine Identität, sie würde verfehlen, was der Blick in den Spiegel sucht: sich selber noch einmal, sich selber verdoppelt. Mag sich das Andere genau abbilden, Strich für Strich, Punkt für Punkt, Nuance für Nuance – es bleibt ‚sich‘ fremd und muß sich fremd bleiben, wenn es sich begegnen will, sich, dem Anderen.

„So ist es sinnvoll zu sagen, daß es sich, ‚entzweit‘“⁴, so ist es aber auch sinnvoll zu sagen, „daß diese Differenz selber noch als Folge der Selbstbeziehung dargestellt werden muß“⁵, daß das Andere sich nur findet, wenn es sich verfehlt, wenn es fehlgeht und querläuft, daß zumindest diese auf Differenz und Ordnung gegründete Selbstbeziehung „vom Entfallen der Selbstbeziehung abhängig bleibt“⁶.

Und wie ein schriller Ton schleicht sich eine erst winzige, dann orkanartig anschwellende neue Klangwoge in den sorgfältig ausbalancierten und auf viele Stimmen verteilten Gesang, bricht herein und wirft alles zusammen, brüllt und tost wieder mit einer, mit der unentscheidbaren, der unanalysierbaren Stimme: Selbstbezug gelingt, weil Selbstbezug nicht gelingt, Kakophonie und Geschrei.

Wo eben noch Melodien, die Widerspruchsfreiheit das Geräusch überlagerten, Hintergrundrauschen bloß, minimal und von Gleichrichtern nahezu restlos entzerrt, herrscht wieder der Tumult unortbarer

Stimmen, der eine Gesang, der keine Tonleiter, keine Verteilungen und Hierarchien kennt, der aus dem einen Mund strömt und verströmt, die alte und die neue Bedingung selbstorganisierter und selbstbezogener Größen: der unentscheidbare Satz.

Natürlich ist es richtig, daß diese „Denkfigur nicht vom Schein loskommt“, weil sie „das Andere ‚isoliert‘ oder ‚abstrakt‘ nimmt“⁷. Der Selbstbezug nach der Trennung, nach der Aufspaltung in Anderes und Etwas darf nicht nur dieses Andere in sich verschlingen, auf sich selber wenden, sondern beide zugleich. Hegel weiß das und fährt in seiner Logik fort. Hier die Größe, die beide Ordnungen trifft: „Etwas ist als unmittelbares Dasein die Grenze gegen anderes Etwas“ (I, 136) und die Grenze „als das Nichtsein eines jeden ist das Andere *von beiden*“ (I, 137).

An einer Grenze hört „Etwas“ auf, an einer Grenze fängt „anderes“ an. Zwei Richtungen, zwei Ordnungen. Eine Grenze trennt und teilt. Eine Grenze gehört zu dem, was sie umschließt: sie definiert es. Ohne Grenze zu sein, heißt gestaltlos sein, verschwommen, unklar, unscharf. Ohne Grenze zu sein, heißt nicht entscheidbar, heißt widersprüchlich zu sein. Widersprüchliche Größen sind un-ortbar, mit Grenzen versehene Größen haben einen Ort, einen Raum. Also sticht eine Grenze ganze Landschaften aus, in denen erneut das Gespinnst wuchernder Verzweigungen, das Geschrei undefinierbarer Reden verstummt. Etwas ist durch die Grenze „das, was es ist, hat in ihr seine Qualität“ (I, 136), Etwas entsteht an der Grenze.

Und die Wege werden kleiner, der Atem ganz kurz, Widerspruch und Widerspruchslosigkeit schon so nahe wie in Gödels Gesetz: Etwas entsteht an der Grenze – Etwas hört an ihr auf. Das gilt für jede Größe, die umrandet und definiert ist, deutlich und klar, „das, wo durch sie ist, was sie ist, ist logisch gleichbedeutend mit Unbestimmtheit“⁸. Die Grenze, jener Strich in der Landschaft, der Ordnungen einträgt und oftmals bewacht ist, der die Objekte, der Etwas und Anderes festhält, ihre Stimmen trennt, der die eine, die oszillierende, unscharfe, brüllende, wispernde Woge zu bändigen weiß, die Grenze ist „die Vermittlung, wodurch Etwas und Anderes *sowohl ist als nicht ist*“ (I, 136), die Grenze als Negation des Widerspruchs ist widersprüchlich.

Einem Ferment ähnlich nistet noch (oder gerade?) in der Demarkation ein unentscheidbarer Satz, der ihre Linien vervielfacht und zum neuen Objekt der Seinslogik macht: weil sie doppeldeutig bleibt,

ist die Grenze, die ausschließt und festhält auszuschließen.

Wie schließt man eine Grenze aus? Ganz einfach: indem man sie überschreitet. Die überschrittene Grenze, das ist Hegels *zweiter Versuch* zum ausgeschlossenen Widerspruch.

Begrenzte Größen sind herausgeschnittene, abgehobene, losgelöste, markierte Größen, begrenzte Größen heben sich ab, abheben können sie sich, weil sie über Umgebungen, eine Art Hintergrund verfügen, über etwas, das *nicht* zu ihnen gehört: begrenzte Größen sind endliche Größen. Und indem Hegel das Endliche mit der Grenze kontaminiert, findet er den neuen Satz gegen den Widerspruch, den Satz gegen „die Unruhe des Etwas an seiner Grenze“, dagegen, daß es „mit seiner immanenten Grenze gesetzt [ist] als der Widerspruch seiner selbst“ (I, 137). Den Satz, der schon angelegt ist in dieser Beschränkung, dem Aus Schnitt der Grenze, ihrer begrenzenden Definition und der ein fach lautet, daß „das Endliche“ durch den Widerspruch, durch Grenze und Be-Grenzung „über sich hinausgewiesen und getrieben wird“ (I, 138). Die Überschreitung. Die Ent Grenzung. Erscheint die Grenze als intensiver Ort endender *und* beginnender Größen selbst undefinierbar, so verschwindet sie, sie und ihr Widerspruch, ihre unentscheidbare, unscharfe Verzweigung, mit dem, was sie definiert: endliche Größen „sind, aber die Wahrheit ihres Seins ist ihr Ende“ (I, 138).

Tragen wir das Ergebnis der Überschreitung ein, das Ergebnis des zweiten Versuchs gegen den Widerspruch mit dem Vergehen des Endlichen endet die Grenze und sogleich taucht erneut das Gesetz auf, Hegels Gesetz, Gödels Gesetz, das Gesetz, in dem sich Selbstbezug und Widerspruch endlos verklammern, unbarmherzig und scharf nun, gnadenlos: das Ende der Grenze, das Ende des Widerspruchs ist das Ende der selbstbezüglichen Größen. Weil sie gegen den Widerspruch „leben“, gegen ihre Kontur, ihren Ausschnitt, ihre Ordnung und ihre Gestalt, kann „die Stunde ihrer Geburt“ nur „die Stunde ihres Todes“ (I, 140) sein.

Erstarrt liegt da, was als Wirbel begann, als vitale Fluktuation – losgelöst vom unentscheidbaren Strömen, vom Wildwuchs sich erneuender, sich ausbreitender, ausufernder Systeme, jenseits einer Ordnung, die aus Unordnung besteht, des Umrisses, der Licht und Schatten niemals getrennt hat, gibt es kein Leben. Also geben wir Widersprüche ein, kleine Spannungen, die die Kälte des Todes vertreiben, jene „Ansicht des Endlichen, welche das Vergehen zum

Letzten des Endlichen macht“ und nicht begreift, daß auch „die Vergänglichkeit und das Vergehen vergeht“ (I, 141). Hier die neue, die unwahrscheinliche, die gewagte Verbindung, Phönix und Leben, leichte Wärme, dann Glut, heißer Hauch, atmendes Pulsieren: „das Endliche ... ist dieselbe Selbständigkeit und Affirmation seiner, welche das Unendliche sein soll“ (I, 158).

Mag es „desaströs“⁹ und „skandalös“¹⁰ sein, Endliches und Unendliches so ineinander zu verwickeln, zu verknoten und verknäueln, daß im Aufhören des Einen deswegen nichts endet, weil es das Andere übergreift, nie anders als beides „zugleich zu sein“ (I, 163) war, doppelter Doppelsinn, von dem Hegel spricht (I, 163) und der das „Werden“ des Anfangs „weiter bestimmt“ (I, 164), jene erste Vermischung, erste Oszillation; mag es selbst¹¹ „aberwitzig“ sein, „Wahnwitz“¹² in der mehrfachen Konnotation beider Disziplinen, Philosophie hier, Mathematik dort – so ist es doch nur ein weiterer Satz aus Hegels Behauptung, daß der Ausschluß des Widerspruchs *unter*minierbar sei, aus Hegels Behauptung und aus Gödels Gesetz über die Widerspruchsfreiheit selbstbezüglicher Größen, die nur beweisbar ist, solange sie widersprüchlich bleiben¹³. Deswegen schlägt „Selbstfindung“ in „reine Prozessualität“¹⁴ um: beim Versuch den Widerspruch vom Selbstbezug zu lösen, gibt es kein Ende. Und nur weil es dies Ende nicht gibt, gibt es das andere Ende nicht, gibt es keinen Tod, kein Aufhören, kein Absterben und Verstummen, erhebt sich die Stimme des Lebens immer wieder, immer anders und neu, gibt es ein Flüstern in der Stille des Todes, einen Funken im Eis, schaukelt sich der Doppelsinn auf, der die Trennung verweigert, wird mächtig und laut, bricht hervor als Schrei nach dem Flüstern, als prasselnde Glut.

Doch ist dieser *Prozeß* mit dem *Progreß* nicht zu verwechseln, die affirmative nicht mit der schlechten Unendlichkeit. Wie die letzte an Hegels Behauptung verzweifelt und unaufhörlich Widerspruch mit Selbstbezug vertauscht, „nur die sich wiederholende Einerleiheit, eine und dieselbe langweilige Abwechslung“ (I, 155) kennt, deren Ziel sich im „Jenseits“ (I, 164) verliert, „Linie, an deren beiden Grenzen nur das Unendliche ist“ (I, 164) – so biegt sich das „wahrhaftige Unendliche“ (I, 164), das affirmative Unendliche in sich zurück, begreift *sich selbst* als den Widerspruch, dem der Progreß hilflos veräußerlichend folgt, wird es zum „Kreis“ (I, 164), der, wie es am Ende der Logik heißen wird und wie es in der Seinslogik noch nicht heißen kann, gewunden ist.

Weil Selbstfindung an unentscheidbare, unanalysierbare Sätze gebunden ist, begegnen „sich“ nur Größen, die mehrfach sind, multipel und verzweigt; dem „Wiederholungszwang“ sind sie „entnommen“¹⁵, weil ihre „Beziehung auf sich selbst nicht die unmittelbare, sondern die unendliche“ (I, 168) ist: übercodiert, als Garbe geformt, tausendfach gebrochen, endlos geteilt und endlos belegt. Die Präsenz, die „Gegenwärtigkeit“ (I, 164) bzw. das „immer-Sein“¹⁶ dieser Bewegung wird die Zukunft nicht ausschließen, ihren Fortgang und ihre Variation, weil sie sich so wenig ausschöpfen läßt wie die Vielfalt der Welt, deren Leben.

Das ist der Grund, warum „in das feine, einsame, logische Ansich plötzlich solch äußerer Lärm einfällt“¹⁷, daß in ihr die „Steine schreien“ und der Geist, nach Hegel, ein Knochen ist: das alles hat sich geformt, hat sich zu Mustern gebildet, ist „die Welt als eine Blume, die aus einem Samenkorn ewig hervorgeht“¹⁸, ist die Verbindung der Dinge, Subjekt und Objekt, ist die „unendliche, unabschließbare Reihenstruktur der sukzessiven Synthesis“¹⁹, die alles vernetzt. Das vernetzte System, die Vermischung, die Teilhabe, selbst Unendliches mit Endlichem verschlungen, verbunden – und neuer auszuschließender Gegenstand.

Es gibt nichts, was der affirmativen Unendlichkeit entgeht, kein Anderes in Sicht – also ist sie Für-sich-Sein. Es gibt nur noch affirmative Unendlichkeit, also ist sie: das Eine. Das Für-sich Sein als Eins Sein, das ist ein weiterer Schritt in der Seinslogik, der vom Widerspruch, vom Tumult, vom Gewirr der Stimmen, von der unentscheidbaren Menge fortführen will.

Das ist keine Interpretation, keine oberflächliche Umdeutung, das ist eine Entleerung. Die Fülle der affirmativen Unendlichkeit wird abgesaugt. Sieht es zunächst so aus, als ob das Eine nur den äußeren Umfang des widersprüchlichen Systems betrifft – mag es im Innern kochen und brodeln, seine Oberfläche ist eindeutig und klar – greift es doch tiefer: da es etwas für sich ist, „insofern als es das Anderssein, seine Beziehung und Gemeinschaft mit Anderem aufhebt, sie zurückgestoßen, davon abstrahiert hat“²⁰, streicht es seine Herkunft, die es scheinbar nur interpretiert – aus. Die affirmative Unendlichkeit fand sich, indem jedes ihrer Momente sich in seinem Anderen fand, immer schon fand. Die affirmative Unendlichkeit war für sich als Vermittlung von Endlich und Unendlich, Etwas und Anderem. Das ist jetzt aus. Das Eine, das sich als Nachfolger zeigt und doch den Schnitt

setzt, Schnitt gegen Widerspruch und Unentscheidbarkeit, das Eine ist vom Anderen getrennt, endlos entfernt. Der neue Ausschluß gelingt, weil er die Mischung negiert, den Verweis im Selbstbezug, die Änderung des Etwas bzw. das Etwas-Sein des Anderen: es gibt kein Anderes, Eins Sein ist widerspruchsfrei.

Und es ist, als ob eine unbarmherzige Sonne hervorbricht, deren Glut die Vielfalt verdorrt und einschrumpfen läßt. Hoch steht sie, und der Ort, in den sie sticht, ist karg, kein Schatten, die Wüste. Wenn das Eine die Fülle negiert, ist es: „das Leere“ (I, 184). „Das Eins und das Leere ist das Fürsichsein“ (I, 185).

Also ist das Eine nicht nur gegen seinen Vorgänger, sondern gegen „sich“ selber gerichtet, wobei die Anführungszeichen, die das Sich hier umzingeln, schon Antwort auf den neuen Rückfall im Ausfall geben, Hegels Behauptung und Gödels Gesetz. Der Bezug des Einen ist still, ohne Lärm und Geschrei, weil es ihn nicht gibt, weil es, im Versuch, widerspruchsfrei zu sein, alles aus sich entfernte, nur Dürre und Staub, weil „alle Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit verschwunden“, weil „*nichts* in ihm ist“ (I, 184).

Deswegen – und das ist zugleich die kleine Hoffnung in der Angst, der Halt in der den Horizont nach einer Größe, einem Anderen, nach irgendetwas abtastenden Panik, irgendetwas, mit dem die eigene Leere, die eigene Wüste wieder Beziehungen aufnehmen kann deswegen kann das Eine nie *alles* gewesen sein, die Negation, mit der es die affirmative Unendlichkeit belegt, war nicht ausschließend, war nur „*vel*“ im engeren logischen Sinne des Wortes, war Beibehalten der Opposition und des Bezugs. Im Scheitern jenes Fürsichseins, das nur topologisch, nicht reflexiv zu denken ist, das in seiner Einsamkeit sich selbst nicht mehr sieht, liegt neben der Angst, der absoluten inneren Stille ein neuer Lösungsversuch: sich und den Ausschluß relativierend, ist eine neue Relation gezogen, indem Eines das „Selbstbestimmen“, jenes unauflösbare Knäuel aus Selbstbezug und Widerspruch, „von ihm unterschieden vorhanden zeigt“ (I, 183). Wenn es gelingt, diese Differenz zu halten, wird es ein Verhältnis geben, das das Kainsmal des Geräuschs nicht mit sich schleppt, das entzerrt wäre, störungsfrei und rein, ein Verhältnis, das den Widerspruch des Selbstverhältnisses umgeht, weil es sein Selbstverhältnis als Ausschluß des widersprüchlichen Selbstverhältnisses reflektiert²¹.

So kann man Widersprüche begrenzen, die Unruhe ruhig stellen: Widerspruch und Unruhe, Lärm und Verzweigung erhalten einen

eigenen Bereich, der zu seinem Anderen, der zu Ruhe und Ordnung in Opposition bleibt. Die geregelte Unordnung, die Raserei des ständigen Platzwechsels an einem Platz, der Notenschlüssel fürs Geschrei. Das würde eine Art Metatheorie des Widerspruchs sein, die ihn endlich in Schach hält, indem sie ihn erlaubt: zu seiner Zeit und an seinem Ort, mit einem Wort – widerspruchsfrei. Damit die Spalte zwischen Eins und Vielen offen bleibt, damit es keine neue Vermischung gibt, muß „die Vielheit ... nicht als ein *Anderssein*, sondern als eine dem Eins vollkommen äußere Bestimmung“ (I, 188) erscheinen, muß das Eins „in seine[r] Beziehung auf sich [...] das Aufheben des Andersseins“ (I, 188 f.) bleiben.

Und wie in endlosen Spiralen dreht sich die Seinslogik von Stufe zu Stufe tiefer in sich hinein, in Hegels Behauptung und Gödels Gesetz, verfolgt beide, indem sie sie flieht, streicht sie durch, immer wieder, immer neu und zieht noch im Ausstrich die Kontur dessen nach, was sie streicht, den Umriß weiter eingrabend, sich selbst markierend, sich selbst stigmatisierend; ein Bezug gelingt dem Einen nur, solange ihm sein Ausschluß nicht (ganz) gelingt. Wenn er gelingt, beginnt die Wüster der eigenen Leere. Gelingt der Ausschluß des Vielen aber nicht (ganz), kann sich das Eine nicht als (gelingender) Ausschluß des Vielen, des Widerspruchs, des Multiplen, der unentscheidbaren Mengen reflektieren, bleibt es in seinem Selbstbezug gerade an sein Unvermögen gebunden, ans Mißlingen des ausgeschlossenen Widerspruchs.

Was sich hier in eine Vielzahl von Schritten zerdehnt, ist in Wahrheit nur einer: Ausschluß und Nicht Ausschluß, das Eine und das Viele – daß von „jeder Bestimmung ebenso ihr Gegenteil gesagt werden“ muß, „dieser Widerspruch ist es, der [...] die Schwierigkeit ausmacht“ (I, 182), die Schwierigkeit des Nachvollzugs, aber auch – und vor allem – die Schwierigkeit, ein Selbst im Rauschen, im Geräusch, in Stimmen und Flüstern, ein Selbst in den Störungen des Selbst zu greifen.

Das ist die Stelle, an der man aufwachen will. Wenn der Progreß einer sich windenden, stets fliehenden und doch alptraumartig ins Gespinnst der Widersprüche eingewobenen, einbezogenen Selbstorganisation nicht terminierbar ist, dann ist auch das eine Ordnung. Fremd vielleicht und befremdlich, doch geschlossen über den gespaltenen, gewundenen, aufplatzenden Landschaften, die wir durchlaufen ha-

ben, die uns durchlaufen. Die neue Addition. Die vollständige Addition. Diese Ordnung zu den Axiomen fügen und das System, das durch sie definiert wird, schließt, da es unmöglich ist, sie auszuschließen, Hegels Behauptung und Gödels Gesetz ein, akzeptiert, daß ein Selbst nur gestört, das Ende der Störung nur aufzuschieben, nicht aufzuheben, der Widerspruch die Bedingung der Widerspruchlosigkeit ist und beruhigt sich. Die Kontraktion. Die Komprehension. Den endlosen Lauf, jenes atemlose Hetzen von Widerspruch zu Selbstbezug, von Selbstbezug zu Widerspruch eingerollt, zusammengesurrt, nicht mehr ausgedehnt, nicht extensiv, sondern intensiv und als Ganzes – dem System, das sich organisiert, eingegeben. Seine Gesetze *und dieses Gesetz*: so wird nun definiert. Vollständige Definition, die noch den Umtrieb umfaßt, den skurrilen Rhythmus selbstgenerativer, sich erstellender Größen.

Das ist kein neuer Ausschluß, das ist eine Ablagerung. Hegels Behauptung und Gödels Gesetz werden nicht gestrichen, das geht nicht, sie werden deponiert. Geschlossen und aus. Dann ein Riß, haarfein, jetzt verästelt, wie in splitterndes Glas eingetricbener Zweig, klaffend, weggippend, aufschlagend – und die Deponie ist erbrochen, wirft die Axiome samt ihrem neuen Axiom aus, zeigt, daß es kein Ende gibt, daß auch die Annahme einer Progression ihrer Endlosigkeit nicht entgeht. Denn es ist egal, welches Gesetz den vorhandenen beifügt und addiert wird: die neue Summe wird nie vollständig sein, wird wieder ausschweifen und wuchern – was natürlich *auch* ein Gesetz ist, das wir eingeben können, das abgelagert, das deponiert werden kann. Geschlossen und aus. Dann ein Riß, haarfein, jetzt verästelt, wie in splitterndes Glas ... Cantor und Hegel und Gödel, und Cantors Diagonale.

Hier die Stimmen, hier die Partitur:

Gödel: auch ein die Gödelisierung einschließendes System ist gödelisierbar.

Hegel: auch ein den Widerspruch zwischen Selbstbezug und Widerspruch aufhebendes System bleibt widersprüchlich.

Cantor: zu jeder vollständigen Menge gibt es eine Größe, die sie nicht enthält.

Denn daß der letzte seine Konsequenzen aus den anderen Sätzen zieht, ist leicht zu sehen. Der doppelte Versuch, durch die Integration

eines Gesetzes, dessen Wirkung zu stornieren, es als Schicksal, als transzendente Größe auszuschalten, als Selbstorganisation noch die Organisation des Selbst zu regeln, beliebig zu regeln, zu planen, zu beherrschen, zu steuern, zu lenken und zu leiten – schlägt zweimal fehl, schlägt, und das ist die Konsequenz aus Cantors Behauptung, immer fehl. Komplexe Systeme sind nicht komplett. Das richtet sich gegen die Erzeugbarkeit vollständiger Größen, gegen die seinslogische Entstörung des Begriffs, der nur, weil er sich selbst blockiert, sich selbst nicht umfaßt und nicht deduziert, funktioniert. Die Funktion ist die Funktion einer Defunktion, der Ausschluß, also die Vollständigkeit eines Systems und seiner Axiome, der Ausschluß aus ihm folgender, doch nicht ableitbarer Sätze scheidet aus.

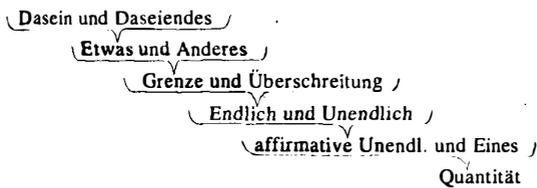
Hier also die Diagonale, Cantors Trick, den Hegel beschrieb, den er ausschrieb und dehnte, dreihundert Seiten in einen Strich komprimiert. Gegeben eine „Schachtel“ von Größen, beispielsweise die durch unendliche Dezimalzahlen dargestellten reellen Zahlen zwischen 1 und 0²², nie endende, doch abzählbare, das heißt umfassende, vollständige, komplette Tabelle – und ihre Quere, auf der man die „Schachtel“ durchwandern und verlassen kann, auf der und mit der man ihre Unvollständigkeit beweist, die Zahl findet, die in der Schachtel ruht und die sich nicht kennt, nicht beherrscht, die sich nicht erzeugt, die nicht zu ihrem Geltungsbereich zählt und doch aus ihm stammt.

- r (1): 0, 1 4 6 8 4 3 9
- r (2): 0, 3 5 7 3 2 1 9
- r (3): 0, 7 4 7 2 8 9 1
- r (4): 0, 4 4 4 4 5 6 7
- r (5): 0, 5 6 7 8 3 7 7

Da die Ziffern, die die Diagonale in der vollständigen Liste der reellen Zahlen zwischen 0 und 1 bilden, eine Zahlenfolge bilden, kann man sie verändern, Ziffer für Ziffer, Stück für Stück. Wie das geschieht, ist nicht wichtig, wichtig ist, daß es geschieht: daß nach der Modifikation einer jeden Zahl, aus der die Diagonale besteht, die durch die Schachtel läuft, keine einzige mehr auf ihr verläuft, daß sie sich buchstäblich „verläuft“.

Bestand die Diagonale aus jener Menge von Zahlen, zu der jede Dezimalzahl der Tabelle einen Teil ihrer selbst gab, besteht sie nun, abgeändert und verschoben wie sie ist, aus keiner der eingeschachtelten Zahlen, hat sie sich aus ihnen ergeben, ohne in ihnen zu sein, deduziert

und doch unableitbar, folgend und doch nicht zu folgern, drinnen und draußen. Also zählen wir die abgewandelte Dezimalzahl dazu, addieren sie der Schachtel, schreiben sie als „letzte“ unter die endlose Reihe, alles komplett, die Öffnung verschlossen, umfassendes, vollständiges System. Dann die Diagonale dieser Tabelle bilden und erneut modifizieren, neue Öffnung, neues Loch. Wieder eingeben, einwerfen, beifügen. Dritte Diagonale. Verändert. Integriert. Die Vierte, Nochmal dasselbe. Kein Ende in Sicht. In Sicht aber die andere Quere, Hegels Diagonale, sein Schnitt durchs System, den man nahezu graphisch erfassen kann:



Als Diagonale der Hegelschachteln ist der *Widerspruch des Selbstbezugs* zu lesen, mehr als einmal gebildet, langwierig bewiesen, immer wieder gezeigt.

Und auch Hegel hat diese Diagonale, die aus der Stufenfolge jener Tabelle erzeugt worden ist, die als ganze die seinslogische „Schachtel“ füllt, der Schachtel addiert, Input des Output, Einwurf des Auswurfs. Deswegen „kann Hegel am Ende der Seinslogik deren Bestimmungsweise überhaupt thematisch machen“²³: er gibt sie ein, er fügt sie hinzu.

Und die Seinslogik wird selbstbezüglich, kehrt sich auf sich, blickt sich an, öffnet die Schachtel, das Verzeichnis ihres Werdens, lauscht ihrem Herzschlag, fühlt den Puls ihres Lebens, liest den Text, der sie schrieb, schreibt ihn ab, versteht, begreift.

Hier Hegels Input.

Weil im seinslogischen Verlauf erkennbar wurde, daß „intensionale Definitionen“, das heißt qualitative, bestimmende Widersprüche und unentscheidbare Sätze ausschließende Definitionen „zum infiniten Regreß führen“, muß „ein neues definiens gefunden werden“, die „extensionale“²⁴, die quantitative Definition. Sie zieht die Konsequenz und gibt sie ein, vervollständigt das intensionale System um das Gesetz, dem es folgt. Das ist – und darauf wird zurückzukommen sein

– nicht nur ein Schnitt gegen die eigene Genese²⁵, ist sozusagen das Bewahrende *in* der aufgehobenen Mehrdeutigkeit: der Übergang von Intension zu Extension, Qualität zu Quantität übersetzt den letzten seinslogischen „Kasten“, erzeugt dessen Diagonale *aus ihm*.

Die Diagonale. Eingabe jetzt.

Die Quantität, die die Qualität ablöst, die auf deren Verstrickung folgt, die nichts auflöst, sondern aufhebt ist „Kontinuität [...] die durch keine Grenze und Ausschließung unterbrochen ist“ (I, 212). Bezug und Widerspruch, Ausschluß, der gelingt, weil er nicht gelingt und nicht gelingt, weil er gelingt, dies „Außereinander der Vielheit“ ist in der Quantität, die Gegensätze auflöst, Konturen verwischt, Übergänge ebnet, „noch enthalten, aber zugleich als ein nicht Unterschiedenes, Ununterbrochenes“ (I, 212). Die Quantität „ist unabhängig von den [...]seinslogischen Qualitäten“²⁶, weil sie die Alternative zugunsten der gleichzeitigen Anwesenheit differenter Größen, weil sie die widersprüchlichen zugunsten der den Widerspruch aufhebenden Bestimmungen streicht. Diese Übersetzung erstellt zugleich das Gesetz, dem das Übersetzte folgt, in ihr wird das Übersetzte „für sich“, liest sich und sein Los. Lag im Bestimmen die Methodik qualitativer Definitionen, Differenzieren, Ordnen, dies hierher, das neben das, vor jenem ein anderes, nach diesem, über ihm, dahinter und darunter wird das Quantitative gegen diese Ordnung, gegen den Platz, die Chronologie, den Wechsel gebildet, ist es „gleichgültig [...] gegen die Bestimmtheit“ (I, 210). Sein, wie Hegel sagt, „Hauptmoment“ ist „die Gleichgültigkeit der Veränderung“ (I, 211), weil das Quantum, um es bildlich auszudrücken, an seiner Grenze wie in seinem Mittelpunkt gebildet ist.

Jede Qualität hört irgendwo auf, sie hat Ränder, eine Art kritisches Gebiet, ein Schritt noch und man hat sie verlassen. Nicht so das Quantum: seine Momente sind gleichmäßig verteilt, die Größe am Rand ist stets auch eine des Zentrums, umgebungslos und nicht in etwas Anderes getaucht. Es gibt hier kein Zwielicht, in dem etwas anfängt, weil anderes aufhört: aus der Vermischung der Alternativen, aus der Integration ihres Gesetzes folgt die „Angehörigkeit aller Größen zur Grenze“ (I, 233), was deren Begriff unterminiert, da nun keine mehr einen „Vorzug“ (I, 233) hat bzw. der Vorzug zwispältig, widersprüchlich, begrenzend, umrandend zu sein gleichmäßig verteilt ist. Das Quantitative ist: in different. Womit die Diagonale der seinslogischen Schachtel in sie integriert ist. „Die Indifferenz“ als

Ausdruck des eingesehenen, d. h. reflektierten, fürsich seienden Unvermögens, den Widerspruch zu vermeiden, Hegels Behauptung und Gödels Gesetz, „ist die Selbstapplikation des universalen seinslogischen Bestimmungsprinzipes“²⁷.

Und wie Cantors Diagonale als integrierte Zeile der Schachtel wieder zu verändern ist, unablässig der vollständigen Tabelle Zahlen entfallen, entfliehn, wie Gödels unbeweisbarer Satz um eben diesen Satz verlängert weiter unbeweisbar bleibt wirkt in Hegels Versöhnung, in der seinslogischen Selbstorganisation, in der Aufhebung des Widerspruchs, der zwischen Widerspruch und Selbstbezug besteht, der Widerspruch neu, endet nicht, ist integriert und springt wieder aus der Liste heraus, daneben, unfaßbar.

Den die Quantität als für-sich gewordene Qualität, als Qualität plus Gesetz der Qualität – bildet eine „vollständige Antinomie“²⁸. Ohne Bestimmung zu sein, ist sie die Selbstbestimmung der Größen, auf die sie folgt, ist sie die Menge der Größen, die ihr Schicksal nicht kennen, die blind operieren, die ausschließen, dann zusammenstürzen, um erneut auszuwerfen, die bestimmen, ohne sich und ihr Bestimmen bestimmen zu können, also „die Menge aller Mengen, die sich selbst nicht enthalten“²⁹ – und so chaotisch, so verdreht, so verwickelt, verwunschen, verzaubert und verhext wie diese selbst. Schon als Bestimmungslose ihrem Sinn, die seinslogische Progression zu bestimmen, zuwiderlaufend, wächst der Knoten noch, sobald sich die Quantität, jene Einblicknahme, jene Selbsterkenntnis, jenes Beisichsein, jene Selbstorganisation, selbst sieht und erkennt: ohne Bestimmung zu sein und sich bestimmen bezieht sich nur als das, „was nicht ist“, auf sich. „Wenn sie nicht ist, was sie ist [...], dann ist sie, was sie ist“³⁰.

Die Implikation des Gesetzes, also die Aufhebung der nur an-sich seienden Größen, hebt die Störung des Für sich-Seins, die Störung des Selbst nicht auf.

Die „Totalität des Bestimmens“, das sich selbst bestimmende Bestimmen, die Diagonale, die Gödelisierung der Gödelisierung – „ist der allseitige Widerspruch“³¹.

Und dieses Gesetz wird nicht zu implizieren sein, weil es den Rest der Implikate bildet, Rest, der jeder Integration, jedem Verzeichnis, jeder Liste entfällt, Rest, den „Hegels Philosophie“ nicht, wenn auch „durch die Regel gehemmt, prolongiert und fixiert“³², opfert, sondern den sie als Diagonale ihres *eigenen* Prozedierens erstellt.

Weil sie ihn erstellt, barriert sich die Logik, fügt sich als Stigma ihrer eigenen Dialektik jenen Strich zu, der schon den Autor befiel, Autor und Leser. Das ist nicht nur, wir sagten es schon, ein Mißlingen: das ist auch eine Befreiung. Nicht zu vereinnahmen, nicht vollständig und deswegen vor jedem umfassenden Zugriff geschützt, zwar nicht überall, doch häufig vor Definitionen gesichert, nicht vollständig und deswegen unerschöpfbar – so ähnelt die Logik der sich sprechenden Sprache, dem Text, der sich schreibt, ist die Aufhebung als das, was sie treibt, was sie verflüssigt, bewegt, verlebendigt – dem Algorithmus des Signifikanten analog strukturiert.

Denn in gewisser Weise sind Logik und Signifikant selber der Rest, den niemand zu fassen bekommt, der immer entkommt. Wer ihn sich einschreibt, wer sich seinem Gesetz, seinem Fluchtweg unterstellt, wird an diesem Lauf, dieser unaufhaltsamen Wanderung partizipieren, wird wie er, wie der Rest, wie Aufhebung und Signifikant, aus der Schachtel springen, wird alle Verzeichnisse sprengen, die Listen und Tabellen, die vollständige Definition. Immer gibt es einen Ausweg, eine Lücke. Das maßgeschneiderte Loch, das selbstbezügliche Systeme tragen, macht sie frei. Das ist die neue Hermeneutik, besser die *Hermeneutik* des Verstehens: wie wir uns, entziehen sich selbst organisierte Systeme – sich selbst und uns. Vieles deutet darauf, daß das eine Folge, ja eine *Gabe* unserer textualen, unserer buchstäblichen Verfassung ist: der Signifikant schlägt die Bresche, zieht selbst die Diagonale ein, auf der die Flucht gelingt³³.

(Schluß im nächsten Heft)

1 Vgl. FINK-EITEL: a.a.O., 69: „Denn daß der Widerspruch vermieden werden soll, war ja gerade der Motor des seinslogischen Entwicklungsprozesses.“

2 HENRICH: *Formen der Negation* ..., 250.

3 Ebenda, 251.

4 Ebenda.

5 Ebenda, 252.

6 Ebenda.

7 THEUNISSEN: a.a.O., 261 f.

8 FINK-EITEL: a.a.O., 59.

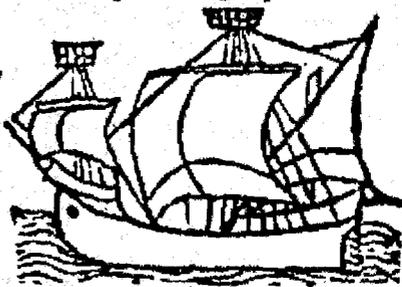
9 THEUNISSEN: a.a.O., 296.

10 Ebenda, 306.

- 11 HOFSTADTER: a.a.O., 482.
- 12 THEUNISSEN: a.a.O., 295.
- 13 Daß sich diese Vermischung von Anfang und Ende, Unendlich und Endlich jedenfalls auf nahezu banale Weise mathematisieren läßt, hat Hegel in seinen Überlegungen zur Differenzial- und Integralrechnung dargelegt: Im Unendlichwerden der endlichen Inkremente, diesem Verschwimmen im intensiven Punkt des Grenzwerts, ereignet sich, statt des Endes dieser Inkremente, ihr alles umwertender Sprung, der nicht vom Leben in den Tod, sondern von der Statistik in die Geschwindigkeit und von da zur Beschleunigung führt. Deswegen zeichnet sich „im Begriff der affirmativen Unendlichkeit erstmals die Figur der absoluten Reflexion“ (THEUNISSEN: a.a.O., 305) ab, führt auch von ihr ein Weg zur Wesenslogik, die jene „seltsame Schleife“ des Lebens ausführen wird.
- 14 THEUNISSEN: a.a.O., 293 f.
- 15 Ebenda, 296.
- 16 Ebenda, 297.
- 17 ERNST BLOCH *Subjekt Objekt*, Frankfurt: Suhrkamp 1962, 203.
- 18 HEGEL, zitiert nach: HEINRICH SCHWIPPERGES: *Hegel und die Naturwissenschaften*, in: Hegel-Studien, Beiheft 11, Bonn 1974, 108.
- 19 FINK-EITEL: a.a.O., 64.
- 20 RADEMAKER: a.a.O., 41 f.
- 21 Weswegen das, was sich vom Einen unterschieden zeigt, „sein eigenes Selbstbestimmen“ (I, 183) ist.
- 22 Vgl. HOFSTADTER: a.a.O., 452.
- 23 FINK-EITEL: a.a.O., 65.
- 24 Ebenda.
- 25 Vielleicht ist das gegen Günthers Zuweisung einzuwenden, die allzu starr (obwohl im Verhältnis von Objektiver und Subjektiver Logik nicht wiederholt, vgl. unten) die Seinslogik auf das sogenannte klassische Denken festlegt, auf ein Denken also, dem die Bedingung seines Denkens prinzipiell entgeht. Vgl. dazu: GOTTHARD GUNTHER: *Die aristotelische Logik des Seins und die nicht aristotelische Logik der Reflexion*, in: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*, Hamburg: Felix Meiner 1976, 141 f. (Erster Band) und *Das Janusgesicht der Dialektik, Beiträge ...* (Zweiter Band), Hamburg: Felix Meiner 1979, 307 f.
- 26 FINK-EITEL: a.a.O., 65.
- 27 Ebenda, 67.
- 28 Ebenda.
- 29 Ebenda.
- 30 Ebenda, 68.
- 31 Ebenda, 67.
- 32 HAMACHER: a.a.O., 206; vgl. zum Rest bei Hegel auch: JACQUES DERRIDA: *Glas*, Paris: Éditions Galilée 1974, 53.
- 33 Vgl. zur Behauptung, daß „der Widerspruch [...] die Resultante der Selbstanwendung“ ist: W. BECKER: *Das Problem der Selbstanwendung in der dialektischen Logik*, in: Hegel-Studien, Beiheft 18, 18.

4·6 miteynader facit z 4 Nu n̄y 1 ganz
 von z 4 ist z 4 vnd $\frac{1}{4}$ von z 4 ist 6 vnd $\frac{1}{6}$
 von z 4 ist 4 Darnach addir die zusam
 men facit 3 4 secz also $\frac{z 4}{3 4}$ facit $\frac{1 z}{1 7}$ ma
 cht z z minut̄n $\frac{61}{1 7}$ vnd ist die zept

Schiff.



¶ Item es ging eyn
 schiff von Alkeper
 gen Constantinop̄l
 das hat 3 segel. und mit dē grost̄n segel
 ging es z menet mit dē andern 3. vñ mit
 dē kleinst̄n 4 nu ist die frag Wē mā all 3
 segel auff gesp̄t vñ werdē doch in eynē
 wint. Item wie vil menet kom das schiff
 gen Constantinop̄l. Mach̄ als vor find
 eỹ zal in der du hast $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{4}$ vñ ist 12
 Nu $\frac{1}{2}$ vō 12 ist 6 vñ $\frac{1}{3}$ vō 12 ist 4 vñ $\frac{1}{4}$
 von 12 ist 3 Nu addir die zal zusam fa
 er 13 secz also $\frac{1 z}{1 3}$ eyn̄f menet3 facit 27
 tag 9 stund vnd ist recht.

RESTORFER GESPRÄCH ÜBER DIE LACAN-EDITION,
HERBST 92

Norbert Haas / Vreni Haas / Hans-Joachim Metzger / Hans Naumann

NORBERT HAAS — Wir wollen über die Lacan-Edition reden. Sollen wir ein Vorgehen festlegen oder einfach anfangen?

HANS-JOACHIM METZGER — Es ist meines Erachtens schwierig, ein Vorgehen festzulegen. Hans, stell' einfach Fragen.

HANS NAUMANN — Ja.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich fände das gut. Laßt uns das probieren.

HANS NAUMANN — Ja, vielleicht wäre es wichtig, um Fragen stellen zu können, das Telos, das Ziel dieses Gesprächs anzugeben. Was bezwecken wir mit diesem Gespräch?

NORBERT HAAS — Man kann etwas über den Zeitpunkt sagen. Also, Jochen und ich, wir meinen, daß es an der Zeit ist, innerhalb der Herausgeberschaft, dann im Verhältnis Herausgeber-Verlage, Verlag in Frankreich und deutscher Verleger, und im Verhältnis zum Rechte inhaber Miller die Fragen der Edition anzusprechen, und zwar öffentlich. Daß es seit Jahren nicht weitergeht, ist bekannt. Wir haben uns von Herausgeberseite, ich würde sagen, eine lange Schweigezeit genommen, vielleicht zu lange. Jetzt sollte öffentlich werden, was wir reden, und es ist bereits ein Punkt, was Öffentlichkeit heißen kann in Sachen Lacan-Edition. Also, öffentlich, das ist zunächst die Öffentlichkeit aller an einer Lacan-Lektüre Interessierten ohne Unterschied.

Aber wen interessiert das tatsächlich, ich meine, wer will, über bloße Tratscherei hinaus, wissen, warum es nicht weitergeht, welche Seiten daran beteiligt sind, was unser Anteil daran ist? Was der Anteil der Herausgeber ist, das möchte ich ja selbst etwas genauer herausbekommen.

HANS JOACHIM METZGER — Ich würde gern das, was Hans Telos genannt hat und was man vielleicht als Ergebnis, als Zwischenergebnis bezeichnen muß, noch schärfer fassen. So wie ich die Situation sehe, kann man nicht sagen, es steheetwas aus. Ich meine, die Edition kann so wie bisher nicht fortgesetzt werden. Die Edition, wie Norbert sie begonnen und wie wir beide sie fortgesetzt haben oder versucht haben fortzusetzen, ist tot. Warum das so ist, dafür kann man einerseits historische, andererseits strukturelle Gründe benennen. Jedenfalls stellt sich jetzt die Frage: Wie kann man weitermachen mit Lacan, nicht aber mit der Edition in der Form, die sie bisher gehabt hat?

Ich denke, es gibt schlicht einen Informationsbedarf. Man will wissen, warum das so ist und wie es dazu gekommen ist. Das ist artikuliert worden.

Ich bin durch meinen Weggang aus Berlin und dadurch, daß ich nun beruflich etwas ganz anderes mache, wenig präsent gewesen. Deshalb sind an Norbert mehr als an mich Anforderungen, Wünsche gerichtet worden, es möge weitergehen. Und es gab und gibt bei uns beiden natürlich die Bereitschaft und das Interesse weiterzumachen. Aber das ist verhindert. Da werden wir selbst etwas dazu getan haben, aber dazu haben auch andere etwas getan.

Die Idee, to go public, resultiert daraus, daß wir beide den Eindruck haben, es sind alle Karten gespielt. Wenn man überhaupt sagen kann, wir hätten Karten in der Hand gehabt. Wenn ich durchsehe, was im Laufe der Zeit geschrieben worden ist, was ich mir selbst auch an Notizen gemacht habe, muß ich eigentlich sagen, ich habe das Gefühl, wir haben schon lange keine Karten mehr in der Hand gehabt. So sehe ich das schon seit längerer Zeit. Aber wir sind zwei und wir haben das zu Zeiten verschieden gesehen. Gleichviel, jetzt sind die Karten gespielt, und es ist nicht mehr an dem, auf Verlagsebene irgendwelche weiteren Verhandlungen zu führen. Das ist einfach so festgefahren, daß, wenn man irgend etwas bewegen will, man dies nur noch tun kann, indem man an die Öffentlichkeit geht.

Damit ist natürlich dann auch die Hoffnung verbunden, daß, wenn sich etwas bewegt, wir nicht die Bewegenden sind. Wir geben vielleicht den Anstoß. Aber es sollte sich dann, wünschte ich mir, anders bewegen als bisher. Denn bisher hat man im Zusammenhang mit der Edition zunächst auf Norbert, dann auf uns beide geschaut mit gewissen Erwartungen. Wenn wir jetzt an die Öffentlichkeit gehen, so mit der Hoffnung, daß auch andere – und über die Form kann man dann reden, die haben wir dann nicht vorzugeben – „mitedieren“, um dies einmal so offen wie möglich auszudrücken, was immer es schließlich heißen mag.

Wir haben uns überlegt, diese Öffentlichkeit durch ein Gespräch herzustellen. Das erspart uns die Schwierigkeit, irgendwelche Elaborate verfassen zu müssen, wobei es nicht darum geht, irgend etwas unter der Decke zu halten, ganz im Gegenteil. Wir haben uns gedacht, ein Gespräch ist die Form, es zu tun, weil es einerseits strukturiert wie ein Gespräch, andererseits immer unstrukturiert hin und her springen kann. Und der Gedanke, daß jemand Fragen stellt, was die Strukturiertheit oder Unstrukturiertheit noch steigern mag, scheint mir ein guter Modus zu sein, das zu machen. Meine Vorstellung ist auch gewesen, daß überdies jemand Fragen stellt, der noch weniger als Du involviert ist oder war, Hans. Sozusagen ein abstrakter Repräsentant einer irgend interessierten Öffentlichkeit. Deshalb habe ich an einen Journalisten gedacht, der, wie ich annehme, anders fragen würde als Du es tun kannst oder tun wirst. Aber man wird sehen.

HANS NAUMANN — Also, ob des Ohres, das ich in so manchen Lacan-Kreisen öffne, kommen mir schon einige Fragen in den Sinn. Zuerst drängt sich mir die Frage auf: Warum gab es in jenen Kreisen den Wunsch nach der Gegenwart der Herausgeber, der jedoch nicht hinreichend nachdrücklich und klar ausgesprochen wurde? Die Fragen, wann kommt denn nun endlich das nächste Seminar heraus, geht es überhaupt weiter mit den Übersetzungen der *Écrits*, wie steht's um die Edition, waren mehr oder weniger präsent.

Gab es keine Verbindung zwischen den so fragenden Lesern, der an der Übersetzung und der Edition der Schriften und Seminare interessierten Öffentlichkeit und Euch, den Herausgebern? Gingen beide Seiten sich aus dem Wege?

Machte sich nicht sogar eine gewisse Arroganz und Häme bei manchen Lacanianern bemerkbar, die an dem Gespräch mit den

Herausgebern über Übersetzungs- und Editionsfragen nur scheinbar interessiert waren? Bei einem Psychoanalykertreffen in Karlsruhe habe ich meine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß die Herausgeber nicht eingeladen worden sind, bei dem es ausdrücklich um Übersetzungs- und Editionsprobleme gehen sollte.

Meines Erachtens gibt es in der an Lacan interessierten Öffentlichkeit Fragen an die Herausgeber und Übersetzer, die jedoch nicht klar, offen und direkt geäußert werden. So entsteht der schiefe Eindruck eines Desinteresses, das Euch als Herausgeber aus der Verantwortung für Übersetzung und Edition entläßt.

NORBERT HAAS Da ist für mich ein wichtiger Punkt: die Verantwortung der Herausgeber, die sich eben auch geändert hat in meinen Augen. Ich müßte jetzt von zwei oder drei Etappen der Übersetzungs- und Editions-geschichte reden, dann würde das vielleicht etwas klarer. Du sagst: Arroganz oder Desinteresse. Es scheint so zu sein, es läßt sich aber in einem Punkt positiv wenden. Wenn man bedenkt, daß die Edition Anfang der siebziger Jahre allein von mir verantwortet worden ist, ursprünglich geplant nur auf zwei Auswahlbände *Schriften*, die ich damals in der Anordnung mit Lacan abgesprochen hatte. Wenn man weiterhin sieht, daß die allermeisten wichtigen terminologischen Entscheidungen, ich spreche jetzt nur von diesen, damals gefallen sind. Ich war damals so ziemlich alleine damit, auf mich gestellt, in diesen fröhlichen Urständen, die aber gar nicht so fröhlich waren. Die Prognosen für den sogenannten *accueil* Lacans, die Rezeption, wie wir sagen, waren alles andere als gut. Ziemlich rasch hatte der *Spiegel* eine Story über den skandalumwitterten Irrationalisten aus Paris losgelassen; auch der Lektor bei Walter, dem ich einiges verdanke, fragte an: wollen wir das wirklich machen, den „Hofanalytiker der Rothschilds“, das war der Ton damals, egal ob ironisch oder nicht; ein Kollege rief mich im Institut an, ich war damals Professor, und teilte mir seine Ängste um mein Fortkommen an der Uni mit, wenn ich das weitermachen wolle. Also, die Prognosen waren falsch, und das hat auch der deutsche Verleger gesehen. Die beiden Bücher gingen nicht gut aber auch nicht schlecht, man verlangte nach mehr Texten. So ist denn, nachdem Ende der siebziger Jahre die große *Seminar* Edition in Angriff genommen worden ist, ein dritter Band *Schriften* erschienen, in dem, und das finde ich wichtig, wenn man von Etap-

pen im Verhältnis Herausgeberverantwortung und Öffentlichkeit spricht, Jochen bereits Mitherausgeber war und wir beide in einer Nachbemerkung geschrieben haben, daß es so ist und wir es auch begrüßen, daß sich eine Diversifizierung in der Übersetzung herstellt, zumindest im Stil der Übersetzungen. Jochen übersetzt so, ich so, andere anders, und es kann sich auch von Mal zu Mal ändern. Auch und gerade das Diverse der Übersetzungen glaubten wir als Herausgeber verantworten zu können und verantworten zu sollen. Es war auch spannend. Kontinuität in der Terminologie einerseits und verschiedene Stile oder Zugänge auf der anderen Seite. Dann sind die Etappen der Edition sicher auch bestimmt worden durch die Arbeit zu Lebzeiten Lacans und die Arbeit nach seinem Tod. Man kann sagen, Lacan hat mir, und für die letzte Zeit auch Jochen, alles überlassen, er hat sich nicht eingemischt, er hat sich informieren lassen, aber er hat sich nicht eingemischt. Der *Wunderblock* damals hat kleinere Arbeiten gedruckt, man brauchte Lacan nur zu informieren, er hat nie etwas dagegen gehabt, es war halt sein wirklich souveräner Umgang mit seinen Schrieben. Macht nur, si vous êtes assez fous. Das hat sich schlagartig geändert, als da auf einmal ein Rechteinhaber war, im juristischen Sinn, eingesetzt von Lacan und für das ganze corpus Lacanscher Schriften und Seminare. Darüber werden wir sicher zu reden haben. Ich möchte jetzt auf die Gleichgültigkeit unserer Arbeit gegenüber kommen, von der Du gesprochen hast, Hans. Daß die Herausgeber sich eher zurückgehalten haben, mit ihrer Arbeit nicht klappern wollten, hat mehrere Gründe. Zu diesen Gründen gehört auch, daß mit den achtziger Jahren, ab drei, vierundachtzig etwa, zunehmend, ich sage mal, wilde Übersetzungen von bisher unveröffentlichten Texten zu zirkulieren begannen, die, Du weißt es, Hans, zum Beispiel aus deinem Seminar kamen, also aus konkreter Arbeit an Lacan, und auch von anderen Orten her, Zürich, Berlin, Bochum usw. Es gibt auch Einzelne, die vor sich hin übersetzen, und es gibt Übersetzungen, die Versionen sind zu bereits übersetzten und von uns verantworteten Texten. Das haben wir als Herausgeber, die für den „offiziellen“ Lacan einstehen, immer begrüßt: daß eine Vielfalt, zumindest was den Stil, vielleicht sollte ich besser sagen, die Handschrift von Übersetzungen angeht, entsteht. Ich hab das nicht immer toll gefunden, was ich da zu lesen bekam, beispielsweise, wenn man für *désir* Verlangen setzen wollte oder für *demande* Bitte, also

unsere Übersetzung zurückgedreht hat beispielsweise auf ein pietistisch-empfindsames Vokabular. Aber bitte, ich kann und will das nicht verhindern, ich kann nur verhindern, daß das in unserer Edition geschieht, bis jetzt jedenfalls. Unter den wilden sind aber wirklich gute Übersetzungen, oder solche, an denen es sich zu arbeiten lohnt. Da hätten wir gerne den einen oder anderen eingeladen mitzuarbeiten. Aber wir konnten nicht. Wir konnten nicht, weil Miller seit dem Tod von Lacan weitere *Schriften*-Bände blockiert. Darüber werden wir sprechen. Weil wir auf diverse Anfragen nichts oder praktisch nichts geantwortet haben, mußte wohl der Eindruck entstehen, die Vermutung, die beiden wollen nicht mehr.

Mit der Zeit ist mir klarer geworden: Ich will tatsächlich nicht mehr, nicht mehr so. Umgekehrt ist mir gelegentlich auch klar geworden, daß ich schon noch einiges einzusetzen habe. Sagt mir jemand, als ich erzähle, daß ich ziemlich am Rand bin mit meiner Arbeit: „Ja also, wenn Sie's nicht mehr schaffen, warum geben Sie es nicht ab, ich würde das sofort machen.“ Darauf hatte ich nur die Antwort: „Sie können das nicht.“ Ich meinte das nicht wegen der Rechte, ich habe bestritten, daß die betreffende Person, die durch andere Qualitäten hat, das machen kann. Es war mir auch einfach zu dreist. Jedenfalls, es sind mit den Jahren mehr Leute geworden, die Lacan übersetzen, und noch mehr, die übersetzen wollen. In den siebziger Jahren war das ganz anders, da hieß es, er macht das schon, oder später, die beiden machen das schon. Mit der Sigmund-Freud-Schule war es ja ähnlich, Du erinnerst dich: interessant, was die machen, da kann man ja profitieren, aber zu stark wollen wir uns nicht beteiligen. Daß das so war, daran habe ich meinen Anteil anzuerkennen gehabt, und auch da hat es Wandel gegeben. Beim Stand von drei *Schriften*-Bänden und zwei *Seminaren* und nachdem zwei Herausgeber waren, fand der Verlagswechsel statt von Walter zu, wie hießen die damals...

HANS-JOACHIM METZGER — Ach, sag Quadriga.

NORBERT HAAS — Also Quadriga. Das haben wir zusammen gemacht und es war ein Punkt, wo ich alleine nicht mehr weitergemacht hätte. Der ursprüngliche Verleger, Walter in Olten, hat nichts getan, um einen Nachfolgeverlag zu finden, und aus Paris war nichts zu erwarten. Es gab zwar schon den Rechteinhaber, es hat aber zwei, drei Jahre

gedauert, bis Miller Karte gezeigt hat, was er dann freilich gründlich getan hat. Das ist ein Punkt, über den wir auch sprechen werden.

VRENI HAAS — Da lief gerade die *Stécriture* Geschichte...

NORBERT HAAS — Und da lief auch gerade die *Stécriture*-Geschichte, was ihn beschäftigt hat, da ging es um Pariser Querelen und um Geld, bei uns war nur Arbeit. Also beim Verlagswechsel habe ich Jochen angefragt, ob er die Edition mittragen will. Es gab schon früher Überlegungen in diese Richtung, aber jetzt ging es um die Frage, mache ich weiter oder nicht. Walter in Olten hat nicht nur nichts getan, sondern wurde obstruktiv: Man wollte alles Erschriebene verramschen, und wäre verramscht worden, hätte uns das bei der Suche nach einem neuen Verlag ziemlich geschadet, wir wären das Sauerbier nicht los geworden. Es gab dann auch fieberhafte Überlegungen, die Bücher aufzukaufen, einen Aufruf innerhalb der Sigmund Freud-Schule, das finanziell zu stützen, es hätte geklappt. Umgekehrt, wenn die Verlage nichts tun, dann ist da freie Hand und das ist auch ein Vorteil, aber alleine hätte ich jetzt nichts mehr getan, außer gerade noch, die Verramschung zu verhindern. Und da hat eigentlich die Zusammenarbeit von Jochen und mir begonnen. Wir haben ein umfänglicheres Dossier erstellt und rund zehn Verlage angeschrieben, wir sind gereist und haben Brief um Brief geschrieben. Schließlich haben sich drei Verlage interessiert gezeigt, am deutlichsten eben Quadriga in der Person von Herrn Koch. Walter hat nicht verramscht, sondern durch den Weiterverkauf ein tüchtiges Schnäppchen gemacht, sie hätten sich bedanken können, haben sie aber nicht. Von Seuil kam nicht einmal ein lausiges Briefchen, Manieren sind das, ich geh da auch seither nicht mehr hin. Das sind auch einzelne Punkte zu den Fragen, die von Dir gestellt werden, Hans. Wir müssen und wir werden über Verlage reden, über die Situation nach dem Tod von Lacan, über Miller und seine Politik und über die Erwartungen der deutschlesenden Öffentlichkeit, die das alles vermutlich ziemlich anders mitgekriegt hat oder gar nicht. Die meisten interessiert nur: Wann erscheint was? Eine Minderheit, denke ich, interessiert: Wie ist es gemacht? Was da gelaufen ist, Anfang der Achtziger, das hätte vielleicht wieder mehr interessiert. Aber in unseren Augen gab es damals keinen Grund, mit dem ganzen Käse in die Öffentlichkeit zu gehen. Jetzt ist es anders, jetzt ist ein Punkt erreicht, wo ich die Edition auch zu zweit nicht

weiterführen kann. So nicht weiterführen kann. Ich bin mit Jochen d'accord und mit dem, was er am Anfang gesagt hat.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich möchte gern, weil Hans danach gefragt hat, einiges hervorheben, denn das scheint mir ins Herz der Problematik zu führen. Wir haben bis jetzt in diesem Gespräch etwas unscharf von „Öffentlichkeit“, von „interessierten Kreisen“ gesprochen. Ich glaube, man muß da Unterscheidungen anbringen, zumindest folgende minimale Unterscheidung: Es gibt in meiner Auffassung zum einen eine weite Öffentlichkeit. Diese Öffentlichkeit kann man eingrenzen auf die Universität und das universitäre Umfeld. Und dann gibt es die Öffentlichkeit, die mit Lacan auf oder hinter der Couchanalytisch arbeitet.

Die Treffen, die Du angeführt hast, Hans, und der Eindruck, der dabei entstanden ist, das hat meines Erachtens damit zu tun, daß die Tätigkeit der Herausgeber immer im Zusammenhang einer politischen Konnotation gesehen worden ist. Da begegnet man, glaube ich, in Deutschland im Prinzip der gleichen Situation wie in Frankreich. Diese Situation bereitet sich je anders auf, aber das Problem ist stets das gleiche: Was wird mit einem Oeuvre für eine Politik getrieben? Wer treibt diese Politik? Wer erwartet, daß Politik getrieben wird?

Das kennen wir mit dem Freudschen Oeuvre und das sehen wir jetzt auch mit dem Lacanschen Oeuvre. Fehlende Repräsentanz kann ja nicht von der breiten Öffentlichkeit eingeklagt worden sein, sondern nur von politisch Interessierten. Das ist eine Unterstellung, aber ich würde mich anheischig machen, das zu belegen. Das können nur Leute gewesen sein, die mit der Analyse ein politisches Interesse verbinden.

„Politisch“ soll dabei gar nicht mehr heißen als das Problem: Wie aggregieren sich Analytiker, und auf wen schauen sie, um dies zu tun?

Ich glaube, daß wir es in Deutschland sehr früh – als eben zwei Bände *Schriften* vorlagen – durch die Gründung der Sigmund Freud-Schule mit einem Problem zu tun bekommen haben, mit einem ähnlichen Problem wie in Paris, ganz einfach deshalb, weil da Personen das eine *und* das andere gemacht haben, das heißt, sie haben ediert *und* sich als Analytiker aggregiert. Dies hatte zur Folge, daß eine Erwartung adressiert wurde, lange Zeit nicht sehr deutlich, zunächst vage an Berlin, dann an die Sigmund Freud Schule, an Mitglieder der Sigmund Freud-Schule, schließlich vor allem an Norbert. Im Prinzip

hätte man das ja voneinander trennen können. Man stelle sich vor: Lacan, ein wichtiger Autor, dessen Werk von irgend jemand herausgegeben wird. Hätte es sich um einen Naturwissenschaftler gehandelt oder um einen Philosophen, so hätte es nicht das Problem einer Institution gegeben, die das trägt. Für solche Fälle haben wir Institutionen, nämlich die Universitäten. Man hat dann vielleicht das Problem, Geldgeber zu finden, um eine solche Edition auf die Beine zu stellen. Aber es gibt bei derartigen Texten nicht das Problem dieser Politik, das es bei dem Werk eines Psychoanalytikers gibt.

Dieses Problem hat es hier immer gegeben, oder sehr bald, mindestens seit der Gründung der Sigmund Freud-Schule. Und genau dieses Problem existiert auch in Paris. Wir haben also hier und dort das gleiche Problem: Wie verhält sich die Edition eines Werkes zu der Politik, die damit verbunden ist? Und zwar nicht die Edition irgendeines Werkes, sondern eben des Werkes eines Analytikers.

Ich bin selbst nie Mitglied einer analytischen Organisation, einer Schule gewesen. Ich habe zwar in der Spätzeit der Sigmund Freud-Schule einmal einen Aufnahmeantrag gestellt, über den dann allerdings nicht mehr entschieden werden konnte, weil die Schule zu dem Zeitpunkt gerade aufgelöst wurde. Da hatte ich aber eher die Vorstellung, etwas zu retten, freilich nicht die Schule als Schule. Und ich habe einmal versucht, wohlgemerkt: *keine* Schule mitzubegründen. Die Psychoanalytische Assoziation Die Zeit zum Begreifen hätte, wäre es nach mir gegangen, gerade keine Schule werden sollen. Irgendeine analytische Schule oder Institution zu gründen, das ist nicht mein Interesse.

Es gibt jedoch andere, die haben dieses Interesse. Und das ist das Problem. Die Erwartung ist zweifellos da gewesen – an Norbert sicherlich stärker als an mich, der ich nicht in dieser Weise involviert war –, die Edition des Lacanschen Werkes mit einer Politik, mit der Gründung einer Institution oder einer Schule zu verbinden. Das ist ausgeblieben.

Das Problem ist insofern ein doppeltes, als diese Anmutung sowohl aus Deutschland als auch aus Frankreich an uns herangetragen wurde. Die Situation, die wir heute haben, hat damit zu tun, daß weder Norbert noch ich uns dem gefügt haben. Das ist der Punkt.

NORBERT HAAS — Ja, das ist es, das ist ein Punkt, ein eminent wichtiger Punkt.

VRENI HAAS — Ich sehe zwei wichtige Probleme. Erstens das Problem der Arbeit, zweitens das Problem der Autorisierung. Ganz zu Anfang wollte außer ein paar Leuten, die mitgemacht haben, niemand arbeiten, sprich, übersetzen. Das hat sich geändert. Junge Leute sind nachgekommen, die sich an den bereits vorliegenden Übersetzungen, den Schriften, Seminaren und an dem, was der Wunderblock veröffentlicht hat, geschult haben, die übersetzen können und jetzt auch übersetzen. Das ist der springende Punkt: wenn jemand Lacansche Texte übersetzt, ist das für mich okay.

Es sind Arbeiten im Zusammenhang der Lektüre, des Studiums. Das Problem der Autorisierung ist heikler: bisher hat sich niemand, weder Einzelperson noch Gruppe, gefunden, der erklärt hätte, er mache die Ausgabe weiter, die beiden Herausgeber wollten oder könnten nicht mehr. Ich habe von Intrigen gehört, das kann man vergessen. Jemanden, der sich autorisiert hätte, nach einem neuen Weg, nach neuen Wegen für die Publikation Lacans in deutscher Sprache zu suchen in der jetzt anscheinend ausweglosen Situation, gibt es nicht. Das ist ein wichtiger Punkt.

Immerhin ist das Problem durch den RISS in der Öffentlichkeit angesprochen worden, daß die noch unübersetzten Texte Lacans nicht mehr oder nur noch mit großer Verzögerung und in einer von Paris vorgenommenen Auswahl in deutscher Sprache herauskommen. Mehr aber auch nicht. Der Wunderblock ist sicher die richtige Stelle, eine Bestandsaufnahme dazu zu veröffentlichen, die vielleicht zu neuen Wegen führt. Die Übersetzer und Leser Lacans, die nicht zur Institution Universität gehören, sammeln und sammeln sich beim Wunderblock, das ergab sich so und belastet institutionell am wenigsten.

NORBERT HAAS — Wir haben in den letzten Jahren wenig Hefte herausgebracht, aber viele Briefe beantwortet.

HANS NAUMANN — Die Euch befragt haben?

VRENI HAAS — Ja, Leute, die zu Lacan geschrieben haben, Leute, die Übersetzungen geschickt oder geschrieben haben, sie arbeiten an einer Übersetzung und suchten nach einem Publikationsort.

NORBERT HAAS — Also, wenn der *Wunderblock* hier durch Vreni vertreten ist, dann will ich noch einmal sagen, daß in der ersten

Etappe der Edition auch einzelne Lacan-Übersetzungen in dieser Zeitschrift erschienen sind. Lacan wurde stets informiert und er war nie, in keinem einzigen Fall dagegen. Eine förmliche Autorisierung hat es freilich nie gegeben, so dachte er einfach nicht. Der Umgang zwischen uns war gut und das hat genügt. Mir ist es übrigens ein einziges Mal geschehen, daß eine Übersetzung von mir autorisiert worden ist, die Übersetzung von Leclair. Vermutlich wollte Leclair mir da was Gutes tun, ich hatte ihn jedenfalls nicht deswegen angefragt, und es war mir auch nicht recht. So eine Autorisierung ist ein theoretisches Unding, zumal durch jemanden, der kaum Deutsch kann und nicht in der Lage ist, meine Arbeit einzuschätzen. Hat er auch nicht, er hat die Fahnen einer Person seines Vertrauens zur Lektüre gegeben, welche ihm dann offenbar gesagt hat, daß die Übersetzung O. K. sei. Aber Autorisierung ist überhaupt Quatsch. Wer soll da autorisiert werden und von wem? Im negativen Fall macht es Sinn, unter Umständen soll ein Autor das Erscheinen einer Übersetzung verhindern können und wenn sie trotzdem erscheint, dann wäre das eben eine nichtautorisierte Ausgabe, also etwas, das ins Juristische fällt. Mir jedenfalls wird das kein zweites Mal passieren, daß irgendwer eine Übersetzung von mir „gutheißt“. Aber zurück zur Edition. Seitdem die Rechtesituation so ist, wie sie heute ist, seitdem also ein Rechteinhaber da ist, der auf seine Rechte pocht, manchmal eher stämpfelt, wie mir scheint, ist es unter anderem förmlich untersagt, in irgendeiner Psychoanalytischen Zeitschrift auch nur einen Arbeitstext, eine Arbeitsübersetzung eines Lacantextes zu veröffentlichen. Das hat, ich denke, zwei Gründe. Miller hat ein anderes Verhältnis zum Geld, als es Lacan wohl hatte. Der hat auch gerne verdient und hat es auch, die Schriften und die Seminare sind ein enormer ökonomischer Erfolg in Frankreich. Was über die deutschen Rechte kommt, ist dagegen wenig, zu Lebzeiten Lacans sogar sehr wenig. Aber jetzt macht Kleinvieh auch Mist. Das sich das wirklich geändert hat, entnehme ich der von Vreni angesprochenen *stécriture*-Geschichte. Das war eine Gruppe von Leuten, die eine, wie man sagen muß, gute Transkription eines Seminars nicht-kommerziell unter die Leute bringen wollte. Der Rechteinhaber hat sie vor den Kadi gezogen, auf eine theoretische Argumentation verzichtet und ihnen mit Geld den Hals umgedreht: Sie hatten an ihn, ich glaube, 80 000 Francs zu zahlen, in dem Dreh, genau weiß ich das nicht mehr, jedenfalls hat es gereicht, daß sich einzelne verschul-

den mußten. Da hat er Karte gezeigt. Als Lacan noch lebte, sind die Mitschriften seiner Seminare stapelweise bei Fnac gelegen, er wußte das sicher, hat aber nie Geld eingetrieben meines Wissens. Den zweiten Grund hat Jochen schon angesprochen und das war auch bei den *stécriture*-Leuten im Spiel. Nach dem Tod von Lacan ist immer wieder der Versuch gemacht worden, die Herausgeber, also mich mehr als Jochen, der galt wohl als der reine Philologe in dem Spiel, da hat man sich getäuscht, denke ich, in einem engeren Sinne in die politische Pflicht zu nehmen. Wir haben relativ früh in den achtziger Jahren Miller so etwas wie ein Editorial Board vorgeschlagen als Basis für die Verständigung zumindest der deutschen Herausgeber mit dem französischen Rechteinhaber und Transkriptor der Seminare. Das hätte man sich auch noch ausgeweitet vorstellen können, zusammen mit allen Herausgebern aller fremdsprachigen Editionen. Es gab nicht die geringste Reaktion von Seiten Millers, und das war so, weil wir, ich sage das jetzt ganz deutlich, nicht förmlich einen Aufnahmeantrag in die von ihm geleitete Pariser Gruppierung von Psychoanalytikern gestellt haben. Einen solchen Antrag haben wir auch später nicht gestellt, nicht aus politischen Erwägungen, wir wollten als Herausgeber keiner politischen Gruppierung angehören, dieser nicht und auch anderen nicht. Wir dachten, wir können für die Qualität der Übersetzungen und der Edition garantieren, soweit wir das können. Für mich hat das hierzulande eine komische Seite bekommen damals. Weil bekannt war, daß wir mit Miller reden, uns jedenfalls nicht öffentlich mit ihm streiten, und ich auch zu erkennen gegeben habe, daß ich mit den ersten Seminartranskriptionen von ihm arbeiten kann, im Fall von Seminar XI seine Arbeit sogar für gut ansehe, hat es Leute gegeben, die automatisch annahmen, ich würde das, was in Millers Gruppierung in Paris läuft, stützen. Ich habe diese irrige Annahme damals nicht korrigiert, weil ich dann auch Politik gemacht hätte. Das wollte ich nicht, nicht in Zusammenhang mit der Edition. Politik habe ich anderswo gemacht, das geht hervor aus dem, was Jochen eben gesagt hat. – Also jetzt konkret, was heißt das, Politik zu machen mit dem geschriebenen und gesprochenen Werk von Lacan im Zusammenhang mit der Edition? Die *Schriften* sind Texte, das *Seminar* ist was anderes. Das ist Enseignement, Lehre. Wir legen auf Jahre hinaus die weitere Edition von Schriften, die Jochen und ich Anfang der achtziger auf sechs Bände geplant haben, was en détail den Verlagen und dem Rechteinhaber mitgeteilt wor-

den ist, auf Eis, denn zuvor sollen erst noch Seminare erscheinen, das ist Enseignement, das soll das Interesse in einer gewünschten Form stipulieren, und erst dann, wenn das Interesse auf der Schiene des Enseignements ist, kann man darüber reden, ob Schriftenbände erscheinen sollen. Das konnten wir als Herausgeber nicht so sehen. Wir hielten die Weiterführung der *Schriften* für vertretbar und wünschenswert, philologisch vertretbar. Von Pariser Seite aber waren Einschätzungen im Spiel über das im deutschen Sprachraum Zuträgliche, wahrscheinlich besser: das politisch Wünschenswerte. Ich muß sagen, das hat in unseren Gedanken kein Gewicht gehabt, wir dachten, die Texte sind da, es lohnt sich, also machen wir weiter. Politik wollten wir nicht machen, gut, ich war Mitglied der Sigmund-Freud Schule und habe dort auch Politik gemacht, insofern streift mich das Licht, das uns Miller aufstecken wollte, etwas anders als Jochen. Aber ich bin eben auch wild auf Texte und mag die Arbeit an ihnen, ich denke, ich kann das trennen. Es gibt sicher Leute, für die alles Politik ist und denen wir naiv vorkommen in unserer Textarbeit. Daß alles Politik sei, denke ich nicht, ich habe das nicht einmal 68 gedacht. Freilich, ich muß zugeben, ich habe einige Zeit gedacht, Miller wird das einsehen oder mir zumindest meine Art zu arbeiten zugestehen, also mich machen lassen. Ich habe ihn einmal in Guitrancourt, und das ist schon kurios, gefragt, ob ihm denn die politische Arbeit nicht abgehe, er war ja aktiver Maoist, vielleicht auch nur Althusserianer, und er sagte, das sei vorbei und es lohne sich, sich ausschließlich mit dem Werk eines anderen zu beschäftigen, wenn dieses wirklich ein Werk sei wie das Lacans. Das ist wirklich kurios. Also, selbst damals hätte ich das nicht von mir sagen können. Als ich Lacan zu Beginn des Seminars XI zu übersetzen hatte und las, das er von sich sagt, er hätte sein Leben dem Seminar gewidmet gehabt, hat es mir einen Riß gegeben. Ich kann das übersetzen, aber teilen kann ich es nicht.

HANS NAUMANN — Norbert, darf ich da nachhaken? Dies scheint mir ein Punkt zu sein, der vom Leser aus durchaus zu beachten ist – möglicherweise auch vom Quadriga-Verlag aus. Naiv ist es, glaube ich, anzunehmen, der Leser wolle es schwer haben. Er will es eher leicht haben. Das bedeutet, daß das, was Du mit Lehre bezeichnest, genau das ist, was gewünscht wird, d. h. eine leicht zu lernende „Kost“. Bei der Präsentation der Übersetzung von „Encore“ in Ham-

burg, bei der *Ihr* nicht dabei wart, – Jochen, Du wirst in Kassel möglicherweise Ähnliches erlebt haben, habe ich bemerkt, daß der Leser Übersetzungsprobleme erwägen möchte, um einen lesbaren Text zu erhalten. Versagt der Übersetzer ihm diese leichte Kost, reagiert er ärgerlich, vorwurfsvoll und besserwisserisch. Zu fragen wäre demnach, möchte der *Leser* der Übersetzungen Lacanscher Schriften möglichst rasch und leicht belehrt werden, oder will er sich trotz auftretender Widerstände mit der lacanschen Psychoanalyse auseinandersetzen? Führt diese Frage nicht direkt zu der nach der Übertragung: Werden die Herausgeber, die eigentlich nur für die Übersetzung, den Stil, die Terminologie und die Edition Lacanscher Schriften und Seminare verantwortlich sind, nicht zu „Superanalytikern und Superlehrern“ gemacht, die in einzigartiger Weise zu belehren vermögen? Wird nicht in einer ähnlichen Weise von Paris und vom Quadriga Verlag aus gedacht und argumentiert, wenn lesbare Übersetzungen angemahnt werden? In unterschiedlichsten Kreisen habe ich oft gehört, die Übersetzungen der Seminare Lacans „Freuds technische Schriften“ und „Die vier Grundbegriffe“ seien wunderbar zu lesen. Um dieses „wunderbar zu lesen“ geht es, nicht um Auseinandersetzung über Übersetzungsfragen, nicht um das Verhältnis von mündlichem Seminarvortrags Lacans und dem zur Übersetzung anstehenden Text... War es nicht von den Herausgebern und Übersetzern blauäugig, diesen Stimmen „wunderbar zu lesen“ nicht nachzugehen?

NORBERT HAAS — Präzise kann ich dazu wenig sagen, zur Übersetzung und ihren Problemen, da geht es um Unterstellungen, nehmen wir mal an im guten Sinn. Natürlich habe ich da reagiert, beispielsweise indem alle fünf Jahre mal – wer es lesen will, konnte es lesen – gesagt habe, ich stehe immer noch wie der Ochs am Berg, wenn ich einen neuen Text anfangen. Das zu sagen, nutzt zwar wenig, aber für mich löst es schon ein bißchen das Problem der Position des Übersetzers. Darüber kann ich besser reden als über die Position des Herausgebers, als Übersetzer denke ich nämlich kaum an den Leser. Das ist zwar zu konterkarieren versucht worden von mehreren Instanzen, die mehr an den Leser denken, aus politischen Interessen oder anderen. Zum Beispiel im Punkt leichte Lesbarkeit, die etwas „Gewinnendes“ haben soll, sagt man mir. Das ist in der späteren Etappe der Edition ganz klar ausgesprochen worden von

Miller. Die Seminare, die sind zugänglicher, aber sie sind nicht nur zugänglicher, sie sollen auch zugänglicher gemacht werden. Schon die Transkription arbeitet in diese Richtung, indem sie beispielsweise thetischer, setzender ist, als Lacan gesprochen hat. Jetzt hieß es dann noch einmal: Macht das lesbarer! Als die drei Übersetzer von *Encore* 1984, glaube ich, in Paris waren, sollten sie genau auf solche Strategien eingeschworen werden. Wir waren baff. Wir hatten eine Übersetzung mit, an der wir sieben Jahre gearbeitet hatten, und sahen uns jetzt mit der Forderung konfrontiert: Ja, was immer ihr da macht, es ist ja nicht bestritten im Deutschen, oder?, was immer ihr da macht, macht es lesbarer, plus lisible, plus lisse, glättet es! Das hatte sogar etwas Vertrauliches, man konnte den Eindruck haben, daß man zum Mitverschworenen einer Strategie gemacht werden sollte. Die Übersetzung war aber fertig, wir hatten noch ein paar Kleinigkeiten zu regeln, dann wollten wir sie aus der Hand geben. Ich erinnere mich, wie mich da eine Wut packte. Wir sind da mit unserer Arbeit und er trägt uns seine Phantasien vor, will, daß wir da mitphantasieren. Schlicht eine Gemeinheit. Heute denke ich, wir hätten damals scharf regieren sollen, sofort und ohne Rücksicht auf die Stimmung bei dem Treffen. Aber, wie gesagt, wir waren einfach baff. Miller fordert etwas von unserer Übersetzung, aber genau das, was er fordert, haben wir nicht gemacht. Das *Seminar Encore* ist sicher ein spezieller Fall, ein Extrem vielleicht, jedenfalls hat es uns zu der Arbeit veranlaßt, die wir vorgelegt haben. Dazu kommt noch, daß uns erst nachträglich klar geworden ist, jedenfalls mir erst nachträglich, daß unsere Arbeit nicht auf dem festen Boden stattgefunden hat, wie wir es die sieben Jahre über angenommen haben. Millers Transkription verfolgt Absichten, und wenn wir uns im Falle dieses Seminars für eine Wort-für-Wort-Übersetzung entschieden haben mit den Haken und Ösen, die der Leser jetzt vor sich hat, dann haben wir eben auch Millers Eingriffe genau so wiedergegeben. Nach meiner Erinnerung hat das in den sieben Jahren kaum mitgeschwungen, aber es ist uns, als wir dann in Paris waren, schlagartig aufgegangen, daß wir je schon eingespannt waren in eine bestimmte Textpolitik. Ich verlange gar nicht, im französischen Seminar einen „authentischen“ Text vorgelegt zu bekommen. Was soll das sein? Nach meiner Beobachtung gibt es Leute, um *Littoral* herum, die das wollen, sie wollen einen „kritischen“ Text, da sind auch Phantasien im Spiel, wenn auch in eine andere Rich

tung. Ich möchte nur an einem Text arbeiten können, der nicht überformt ist von dieser Art von Politik, die auf den Leser abzielt, ihm entgegenkommen will mit dem Ziel, daß er sich möglichst bald assoziiere, Jochen, Du hast da ein besseres Wort gehabt, was hast du gesagt?...

HANS JOACHIM METZGER — Aggregiere.

NORBERT HAAS — ...Ja, aggregiere im Sinn einer Schule.

HANS JOACHIM METZGER — Das ist für mich der entscheidende Punkt. Ich kann das auch nur als Frage formulieren, wiewohl sich historisch in einem fort darauf eine Antwort gibt. Wenn ich mit der Vorstellung, jetzt an die Öffentlichkeit zu gehen, irgendetwas verbinde, so einerseits die Hoffnung, daß in Deutschland eine andere Form des Arbeitens mit Lacan entstehen möge, besser gesagt eine andere Form des Arbeitens an den Lacanschen Texten durch eine andere Form des Edierens. Andererseits kann ich nicht mehr damit verbinden, als jenen Zusammenhang von Übertragung zu unterstreichen, das heißt den Zusammenhang der Unterstellung eines wissen sollenden Subjektes dem Problem, der an diese Stelle rückt.

Allgemeiner und als Frage formuliert: Kann man solche Texte wie die von Lacan oder auch von Freud edierend in die Hand nehmen, ohne Politik machen zu müssen?

Ich will nicht so weit gehen zu behaupten, es sei keine Politik gewesen, keine Politik zu machen oder keine machen zu wollen. Das ist in gewisser Weise auch Politik, jedoch eine Politik, die etwas offen läßt. Auf alle Fälle eignet sich diese Politik nicht den Platz des wissenden Subjekts an, den einzunehmen freilich von anderer Seite angemutet wird. Dieser Platz ist in dieser Politik leer geblieben.

Was Du anführst, Hans, der Wunsch nach leichterem Lesbarkeit – ich würde gar nicht sagen, das ist Textpolitik. Für mich ist das Politik. Das ist gar nichts anderes als das, was wir in einem fort auf der sogenannten politischen Bühne beobachten können. Da nennt niemand mehr die Dinge beim Namen, da findet ganz einfach ein Abschleiff, eine Einebnung von Dingen statt, die herausragen, die schwer lesbar, schwer verdaulich, die eben Probleme sind.

Wenn wir etwas zu lernen gegeben haben – aber dies doch nur deshalb, weil wir's selbst gelernt haben –, so eben, daß es nicht leichter lesbar zu machen war. Das ist auch beispielsweise in dem kurzen Nachwort zu der *Encore* Übersetzung angesprochen. Es ist sicher richtig, daß man divers übersetzen kann. Darüber kann es ja gar keinen Streit geben. Aber wir haben bei der *Encore* Übersetzung das gilt auch für andere Lacan-Übersetzungen, aber in diesem Nachwort steht es geschrieben, wir haben immerhin den Versuch gemacht, die Art und Weise, wie übersetzt worden ist, an Lacans Theoretisierung dessen, was eine Sprache unter anderen Sprachen ist, zu binden. Das heißt, es hat hier eine Rückbindung unserer Arbeit an das stattgefunden, wozu dieser Text gehört, das Corpus psychoanalytischer und, näher, Lacanscher Texte.

Es ist eben nicht so, daß von außen irgend eine Idee von Übersetzung an die Lacanschen Texte herangetragen worden wäre. Die Art und Weise der Übersetzung ist selbst ein Resultat, das man bis zu einem gewissen Grad aus der Theorie ableiten kann. Gewiß nicht so, daß daraus eine Übersetzungstheorie folgt, aber es existiert dieser Versuch einer Rückbindung. Das unterscheidet, was wir gearbeitet haben, von allem – man kann das gar nicht genug betonen: von allem, was je „kritisch“ gegen die Übersetzungen eingewandt worden ist. Solche Einwände sind stets meilenweit hinter den Anspruch der psychoanalytischen, spezifischer: der Lacanschen Theorie zurück gefallen oder haben sich in der Regel überhaupt nicht um diese Rückbindung bemüht.

Jeder, der das liest und ich möchte behaupten, daß sich darin ein französischer Leser überhaupt nicht von einem deutschen Leser unterscheidet –, jeder, der solche Texte liest, kriegt es mit dem Signifikanten zu tun. Mehr steht da nicht in dem Nachwort zu der *Encore*-Übersetzung. Und um nichts anderes geht es. Das kann man ausweisen.

Wer da mit dem Wunsch nach leichterer Lesbarkeit kommt, macht je schon Politik oder hat eine bestimmte Vorstellung von – wie hat Norbert gesagt? – Textpolitik. Dies ist nicht unsere Sache.

Trotzdem möchte ich, nach der Erfahrung, die wir damit gemacht haben, und gewissermaßen gegen uns selbst, noch einmal die Frage stellen, die wir uns vielleicht nicht genug gestellt haben: Kann man diese Position eigentlich einnehmen? Es wird uns

ja in einem fort vorgeführt, daß man es nicht kann – und doch haben wir diese Position durchgehalten. Die Situation, in der wir jetzt stehen, hat damit zu tun. Das, worum es geht und womit wir es hier zu tun haben, ist aus der Geschichte der Psychoanalyse wohl bekannt. Ist es möglich zu analysieren, ist es möglich, auch nur diese Texte zu lesen und zu übersetzen, ohne in Institutionalisierung und Politisierungsprozesse hineingezogen zu werden? Ich denke, wir haben versucht, dies nicht mitzumachen. Aber ich kann nicht umhin zu schließen, daß wir damit keinen Erfolg gehabt haben.

NORBERT HAAS — Eine Frage, Jochen. Wir haben darüber öfter gesprochen in den letzten Jahren. Wenn das Übersetzen und Herausgeben von Lacan einen Sinn hat, wenn wir einen bestimmten Standard der Übersetzungsarbeit festlegen und halten wollen, dann doch in dem Interesse, die Position des Lesers zu ermöglichen an diesen Texten? Die Möglichkeit, daß überhaupt gelesen werden kann, eröffnet die Übersetzung unter anderem gerade dadurch, daß sie nicht auf den Leser schießt.

HANS JOACHIM METZGER Einverstanden.

NORBERT HAAS — Das ist für mich sehr wichtig, weil, ich kenne nur wenige Leser, es gibt sehr wenige, und für meine Arbeit brauche ich mehr als mich als Leser. Ist das herzustellen oder ist das nicht herzustellen? Sind die paar Leser, die mir über den Weg laufen, sind das Glücksfälle oder habe ich etwas dazu getan?

HANS NAUMANN — Wie Ihr wißt, arbeite ich nun schon fast zehn Jahre an „Encore“. In der Geschichte der Übersetzungen der Seminare Lacans ist die des Seminars „Encore“ in doppelter Hinsicht bemerkenswert: Zum einen wurde es von drei Personen übersetzt, zum anderen habt ihr interlinear übersetzt. Gerade die Interlinearübersetzung hat in meinem Seminar den heftigsten Widerstand ausgelöst. Zugleich hat sie den beharrlichen Leser hervorgebracht, der seinen Ärger und seinen Widerstand zeigte, eine lesbare Variante forderte, dann jedoch erfuhr, daß ihm dies nicht gelang, um schließlich zum Original zu greifen. Verhindern die sog. gängigen, wunderbar lesbaren Übersetzungen nicht diesen Widerstand?

NORBERT HAAS — Gibt es Leser, eine Frage an dich, Hans, die festgestellt haben, daß die deutsche Version von *Encore* schwerer lesbar ist als die französische.

HANS NAUMANN — Das haben ja viele im Seminar gesagt.

NORBERT HAAS — Das kann nämlich eine Augentäuschung sein. Man liest die deutsche Version, hat seine liebe Mühe damit und stellt dann fest, im Französischen ist es mitunter gar nicht so mühselig. Aber da ist dann eben vorher gearbeitet worden, an der deutschen Version. Es kann aber auch wirklich etwas dran sein, daß sich die deutsche Version schwerer liest als die französische. Bleiben wir doch noch etwas bei *Encore*. Für mich ist das Lesen bei Lacan immer ein Fort/ Da-Spiel gewesen, also Freude beim Erscheinen von etwas Schrieb und wegschmeißen, wenn es wieder verschwunden ist. Die „Einführungen“, die auf dem Markt sind, haben meist das Dumme an sich, daß in ihnen nur erscheint, und das ist dann auch noch oft eher gestemmt als gehoben, und daß sie das Schwinden nicht vermitteln. Sie tragen eben schwarz auf weiß etwas nach Hause... Mit *Encore*, mit unserer eigenen Übersetzung geht es mir immer noch so: Es hat mich hin- und hergerissen beim Machen und es kann mich immer noch hin- und herreißen. Ich lese gelegentlich drin und denke, auf der Da-Seite, oh, das hält, das ist sogar verdammt gut, nicht alles, aber doch vieles, und auf der Fort Seite ist die gleiche Unruhe, ja Unentschiedenheit, die schon beim Machen war. Lang lese ich nie in *Encore*, das versetzt mich in die Jahre zurück. Es ist nichts zur Ruhe gekommen. Es gab einmal die Vorstellung, daß im Zug der Übersetzungen diese von Mal zu Mal genauer würden, textnäher. Für mich gilt das nicht. Freilich, an *Encore* ist für mich etwas Besonderes. Wir haben es gemacht und das Resultat ist O. K., aber es geniert mich irgendwie, ich würde es nicht nocheinmal machen wollen, es ist so etwas wie eine Krisis in der Lacan-Übersetzung.

VRENI HAAS — Miller hat bei der Textherstellung von *Encore* angefangen, massiv in die Tat umzusetzen, was er sich im Lauf der Auseinandersetzung mit *Stécriture* als Vorgehen bei der weiteren Editionsarbeit zurecht gelegt hatte. Leider haben wir diesen Rechtsstreit bis zu dem für die *Stécriture* Leute niederschmetternden und kostspieligen Urteil, das Miller in allen Punkten in seiner Position als

Rechteinhaber und in seinem editorischen Vorgehen als Erbe und Sprachrohr des toten Lacan bestätigte, nur von fern verfolgt, mit den Stéécriture-Leuten kaum Kontakt gehabt, uns nicht eingemischt. Bei unserer Übersetzungsarbeit hat sich je länger je mehr gezeigt, besonders beim Knoten Kapitel, über dem wir nächtelang gegessen haben, daß Miller am Text gebastelt hat, dabei sind ihm bei der Glättung und Vereinfachung Fehler unterlaufen, denen wir bei der Übersetzung aufgegessen sind. Gleichzeitig brachte der Wunderblock die bisher letzte Übersetzung eines Lacanschen Textes, *La Psychose Lacanienne*. Zitiere ich richtig?

NORBERT HAAS — Ja, es ist richtig. *Une psychose lacanienne*.

VRENI HAAS — *Une Psychose Lacanienne*. Miller hat dir damals für die Übersetzung sein Manuskript überlassen. Es war keine Reinschrift, sondern ein von ihm korrigiertes und redigiertes Typoskript der Vorstellung, das im Französischen als Druckvorlage diente. Beim Vergleich mit der gedruckten Fassung konnten wir feststellen, wie Miller gearbeitet hatte und Rückschlüsse auf seine Redaktion am *Encore*-Text ziehen, von dem wir nie ein Typoskript gehabt, uns auch nicht darum bemüht hatten. Wir sind während unserer Arbeit davon ausgegangen, daß der Text, solange wir ihn übersetzen konnten, ein Text sei, unser Text sei. Dazu stehe ich immer noch. Die Frage nach der Authentizität und der Autorschaft hat damit nichts zu tun. Dann kamen wir nach Paris und saßen Miller und seiner Helena gegenüber — naja, er hat uns gute Ratschläge auf den Weg gegeben von wegen mehr Lisibilität und Lissitude. Ein Lehrer zu seinen Schülern in der Klippschule.

NORBERT HAAS — Lisibilité.

VRENI HAAS — Ja und auch noch mehr Visibilité...

NORBERT HAAS — Nein, lisibilité

VRENI HAAS — Lisibilité und visibilité: gut für das Auge lesbar und sichtbar. Die Kapitel aufgeteilt in kurze Abschnitte, damit man Merksätze leicht findet, damit man schneller lernen, schneller sich aggregieren kann. Im Grunde genommen hätte er unseren Text ins

Feuer werfen müssen. Es wundert mich heute noch, daß er ihn frei gegeben hat.

HANS NAUMANN — Wer hat ihm denn den Text übersetzt? Kann er deutsch?

VRENI HAAS — Nein, ich glaube nicht.



HANS-JOACHIM METZGER Nun ja, er pflegt bei solchen Fragen immer zu antworten... Kleine Parenthese: Es gibt – und ich bin ganz froh, daß es das gibt, ich habe es natürlich, mich auf heute vorbereitend, nochmals gelesen, nachdem Du mich daran erinnert hattest, Norbert –, es gibt zu derlei Dingen Notizen von mir. Norbert und ich sind ja, auch nach der Vorstellung der *Encore*-Übersetzung, noch etliche Male einzeln in Paris gewesen. Und ich habe Gelegenheit genommen, bei einem dieser Besuche, bei dem ich eine Reihe von Editionsproblemen mit Miller lösen wollte, ein langes Protokoll einer dieser Audienzen anzufertigen... Miller pflegt jedenfalls auf solche Fragen stets zu antworten, er brauche nicht deutsch zu lesen, er habe seine Leute, die ihm das besorgen. Und mit so jemand sind wir ja auch damals bei der Vorstellung der *Encore*-Übersetzung konfrontiert worden... Ich möchte versuchen, einen anderen Aspekt anzubringen. Norbert, Du sprichst im Zusammenhang mit *Encore* von einer Krisis, von einer extremen Übersetzung. Ich kann das nicht teilen. Für mich ist das keine extreme Übersetzung.

Das hat allerdings mit unterschiedlichen Positionen zu tun, die Norbert und ich der Editionspraxis gegenüber und, was noch wichtiger ist, der Psychoanalyse gegenüber einnehmen.

Du hast gesagt, Norbert, es gebe das Interesse, die Position des Lesers zu ermöglichen. Das kann ich unterschreiben. Ich möchte aber für mich sagen, einen Schritt weiter gehen, aber das etwas anders gewichten. In der Zeit, in der Vreni, Du und ich sieben Jahre an der *Encore* Übersetzung gegessen haben, habe ich noch an einer anderen Übersetzung gearbeitet, nämlich an der Übersetzung von Derridas *Carte postale*. Und ich habe ja noch etliches anderes verbrochen, wofür ich zum Teil heftige Prügel bezogen habe... Man kann auch die Übersetzung der Schriften von Glenn Gould anführen. Die Reaktionen sind vergleichbar. Was mich nicht wundert. Ich habe mir diese Reaktionen gewiß nicht in dieser Form -, aber ich habe mir diese Reaktionen ja immer gewünscht. Warum? Mich beschäftigt und da ist die Psychoanalyse nicht allein, das aufzuwerfen, liefert mir aber, anders als Philosophie, Linguistik oder Literaturwissenschaft, die Begriffe, es auszudrücken -, mich beschäftigt, was das ist, eine Sprache unter anderen Sprachen.

Darauf, denke ich, ist die Übersetzerei die beste Probe, die man machen kann. Freilich unter einer Voraussetzung: Ein Text muß sich eignen, diese Probe zu machen. Ich habe selbst auch diverse Übersetzungen angefertigt, auch von Texten Lacans. Beispielsweise das *Seminar II*, das wahrscheinlich ganz auf der Linie dessen liegt, was gewünscht wird. Ich höre auch oft, das sei ja wunderbar lesbar!

Na schön. Ich habe nach der Gould Übersetzung das Buch eines amerikanischen Physikers übersetzt, Feynman. Das ist auch sehr lesbar, meines Erachtens auch vom Text verlangt. Was soll das heißen? Es gibt Texte, die von so hoher Dichte sind, daß man mit Übersetzung eine Probe darauf machen kann, was es mit der Stabilität einer Sprache auf sich hat. Man kann dabei erfahren, wo eine Sprache flexibel ist, wo sie nachgibt und wo starr, wo Zonen des Widerstands liegen. Die Texte von Gould sind für mich im Hinblick auf das Deutsche solche Texte, in anderer Weise als die von Derrida, in anderer Weise als die von Lacan. Ich würde wohl nie einen Kriminalroman so übersetzen, mit Ausnahme vielleicht von James Ellroy, von dessen stilistischer Singularität in seinen deutschen Übersetzungen nicht die geringste Spur bleibt. Aber Krimis geben das in der Regel nicht her. Lacan gibt es her, auch nicht in jedem Text, aber in vielen Texten. Und Derrida hat es für mich eine zeitlang ebenfalls hergegeben.

Ich habe gesagt, Psychoanalyse ist eine Praxis und Theorie, worin dieses Problem in spezifischer Weise hervortritt und die mir hilft, es zu artikulieren. Es gibt auch andere Bereiche. Es ist nicht so, daß das nur in der Psychoanalyse artikuliert würde.

Ich denke, man kriegt es als Sprecher einer Sprache damit zu tun, daß man unter dem Schein spricht, es sei eine. Mich interessiert, was und wie weit dieses ein bei einer Sprache hält. Das ist herauszufinden nicht allein durch das Übersetzen, aber *auch* durch das Übersetzen. Wer eine Übersetzung liest und nicht davon absehen kann, daß er eine Übersetzung liest, das heißt einen Text, der nicht so geschrieben ist, wie er in der Zielsprache geschrieben worden wäre, wenn diese die Originalsprache gewesen wäre, der hat es sogleich mit dem Problem zu tun, sich als Sprecher einer Sprache situieren zu müssen anderen gegenüber. Und hat das Problem – manche Texte, wie etwa die *Postkarte* von Derrida, sind geradezu in der Intention darauf geschrieben –, überprüfen und erfahren zu müssen, was es mit dieser Einheit auf sich hat, und sei es nur deshalb, weil es beispielsweise Worte gibt, die sprachhistorisch gedriftet sind und nun mehreren Sprachen angehören, so daß man sie eigentlich überhaupt nicht mehr übersetzen kann.

Da ist mein Interesse, und es ist klar, daß ich angesichts dieses Interesses mit diesen Texten keine Politik, erst recht keine psychoanalytische Politik verbinden kann.

Ich insistiere darauf, weil für mich die *Encore*-Übersetzung insofern gar nichts Kritisches, keine Krisis, nichts Extremales ist. Allerdings meine ich, wie gesagt, daß man sehr wohl unter anderem aus der Psychoanalyse heraus begründen kann, warum man es mit diesem Problem zu tun bekommt.

Um dies auf eine These zu bringen: Mit dem Problem der Übersetzung kriegt es jeder zu tun, der spricht, auch wenn ihm mitunter ermöglicht wird, das zu vergessen. Der Leser eines psychoanalytischen Textes freilich – und die Psychoanalyse hat, angefangen mit Freud, nicht zufällig den Begriff der Übersetzung stets in Anspruch genommen – darf das gerade nicht vergessen. Das läßt sich aus der Theorie heraus begründen.

NORBERT HAAS — Ich muß dann doch etwas genauer sagen, warum ich von Krisis spreche und was das für mich bedeutet, im Zusammenhang mit *Encore*. Wir sprechen über Personen, die in ver-

schiedener Weise in diesen Text involviert sind, Übersetzer, Leser, Transkriptor, Rechteinhaber. Was mir dabei fehlt, ist, daß wir mit einem X operieren, das immer mitschwingt in den diversen Rechnungen und das wir nicht auflösen können, das ist Lacan. Der eine meint, er hätte eine Arbeit, der andere meint, er hätte einen Auftrag, wieder ein anderer meint, er verfolge ein Interesse. Seit einigen Jahren nun sehe ich mich von Pariser Seite als Herausgeber mit einer Forderung konfrontiert, die aussieht wie ein Auftrag, eine Art Kolonisierungsauftrag. Ich könnte nun sagen, hätten die Betroffenen gelesen, was ich im Laufe der Jahre hier und da geschrieben habe, dann müßten sie auch wissen, daß ich in Sachen Lacanianismus nie ein sicherer Kantor gewesen bin. Aber da ist nicht die Krise. Die Krise ist da, wo ich es als Übersetzer damit zu tun bekomme, daß ein Text gewollt schwierig gesprochen und geschrieben sei, wie Lacan es behauptet, und wo eine Terminologie sich so verselbständigt, daß sie zu einem Käfig aus Sprache wird. Damit habe ich tagtäglich zu tun, nicht immer so extrem, aber das ist es eben. Die gewollte Schwierigkeit und Enge hat zwei Seiten, einmal soll sie dem Gegenstand entsprechen, sagen wir besser: dem Objekt, zum anderen geschieht das in lehrender Absicht, Lacan verfolgt Strategien im Umgang mit Hörern und Lesern. Daß andere dann auch noch hinzutreten und Strategien verfolgen in der Meinung, es seien die Lacans, will ich jetzt für einen Moment ausklammern. Mir geht es um die gewollte Schwierigkeit und meine Aufgabe darin. Daß man gewollt schwierig schreiben kann, ist klar, klar scheint mir auch, daß dichte Texte, ja hermetische Texte, was immer ihre Bedingungen sein mögen, gemachte, hergestellte Texte sind. Nun ist es mir mit den Jahren zunehmend so ergangen, und dafür braucht es sicher eine Einübung, die sich dann automatisiert und auch verselbständigt, daß mir nicht nur das Machen immer gegenwärtiger geworden ist, sondern, ich würde nicht sagen, die Machart, aber verschiedene Arten des Machens. Am deutlichsten ist das für mich bei *L'Étourdit*, ein Text, bei dem ich seit Jahren hänge. Es ist ein gewollter Hermetismus, dessen Wiedergabe mir viel Arbeit abverlangt, aber gleichzeitig meine ich auch zu sehen, daß in diesem Text, den ich auseinandernehme und wieder zusammensetze, vielleicht kein einziger Satz steht, der wirklich hermetisch ist. Man kann da ziemlich weit vordringen in die Eigentümlichkeiten der Sprache Lacans, angefan-

gen bei Schrulligkeiten und Marotten über eine Terminologie, die sich selbst trägt, bis hin zu einem komplexen Geflecht von Verweisen innerhalb des Textes und vom Text auf andere Texte. Das kann sicher Spaß machen. Aber wenn ich tagelang mit einer Seite zubringe und dann sehe, wie mit Hilfe individualsprachlicher Verrätselung und großer Gelehrsamkeit, gegen beides habe ich nichts, Dinge transportiert werden, die recht trivial sein können, nicht immer, aber doch *nicht* selten, dann frage ich mich doch, was die Mühe soll. Nun *Encore*. Eine ziemliche Menge Text, so schmal das Bändchen ist, und bedenke ich die Arbeit, die uns das gemacht hat, muß ich sagen, das Gute daran war die Zusammenarbeit der drei Übersetzer, wir haben Spaß gehabt und viel gelernt und uns auch viel gegenseitig zugehört, aber der Text selbst ist mir darüber sauer geworden. Ich kann ziemlich genau sagen warum. Und das ist eben eine Krisis, nicht *der* Übersetzung, sondern meiner Übersetzung. Ich kann im Fall Lacans nicht so glatt vom Autor abstrahieren und sagen, das ist ein Text von hoher Dichte und nur das, wie Du es tust, Jochen, ich bin da irgendwie anders involviert. Du weißt, ich sage gelegentlich und habe es die Jahre über immer häufiger gesagt: das ist großartig, das ist Quatsch, egal, aber es ist nicht mein *tune*. Das hat mit Lacans Generation zu tun, etwas, das in seinem Werk eine große Rolle spielt, die Surrealistenclique. Es sind Verwandtschaftsverhältnisse, es ließe sich eine Geschichte des Surrealismus' als eine Geschichte von Verwandtschaftsverhältnissen schreiben...

HANS-JOACHIM METZGER — Oder des Frauentauschs...

NORBERT HAAS — Oder des Männertauschs! Später hat man dann gefragt, gehört Lacan in den Strukturalismus, gehört er nicht? Oder: wo sind die existentialistischen Einflüsse? Oder: wo ist sein Katholizismus? Alles das kann man natürlich fragen. Wichtig ist mir der Begriff der Generation, er selbst spricht davon, es gibt dieses eine Gedicht im elften Seminar, wo er sagt, möglicherweise kann ich mich nur noch meiner Generation verständlich machen. Es ist wie das Siegel einer Gruppe von Leuten. Das ist es.

VRENI HAAS — Das ist die Frage – auch bei den Freudianern gibt es eine große Fraktion, die genealogisch denkt –, inwieweit Lacan

recht hat mit seinem genealogischen Denken. Beim Männer- oder Frauentausch fängt es schon an brüchig zu werden. Haben nicht andere Leute, die in diesem Personengeflecht der Surrealistenzeit auftauchen, interessantere Positionen vertreten, vielleicht sogar geliebt: etwa Lévi-Strauss, der kurz zu diesem Familienzirkel gehörte.

NORBERT HAAS — Er hat die Verwandtschaft aufgekündigt, ja.

VRENI HAAS — Obwohl er eine Weile sehr befreundet war mit Lacan, hat er andere Sachen gemacht, anderen Kulturen, anderen Völkern nachgespürt. Das geht offenbar über den Horizont vieler Psychoanalytiker. Auch Lacan hat so scheint es mir jetzt die Beschäftigung mit dem Strukturalismus neben der Psychoanalyse her laufen lassen.

Für mich war *Encore* eine extreme Übersetzung, so extrem, daß ich immer wieder darüber eingeschlafen bin. In diesen sieben Jahren ist für mich deutlicher geworden, wie weit ich mit Lacan gehe und wo ich nicht mehr mit kann: Lacans Philosophieren bis hin zur Geschwätzigkeit, seine Exkurse in die griechische und mittelalterlich christliche Philosophie. Ich werfe Lacan vor, daß er in *Encore* die christliche Religion, den Katholizismus, in die Psychoanalyse hinein bringt. Wobei egal ist, mit welcher der großen Weltreligionen er den Versuch gemacht hat, wo Freud mit unglaublicher Anstrengung gerade jede Religion, jede Religiosität außen vorgehalten und sein Leben lang daran zäh fest gehalten hat. Und bei Lacan in *Encore* die Einführung des ganzen christlichen Abendlandes, platt gesagt!

Das nächste Thema für mich ist meine deutsche Sprache. Lacan hat mich einmal gefragt, ob er mich in seine Schule aufnehmen solle. Ich habe damals nein gesagt und gewußt, daß das keine politische Entscheidung war, sondern – ich habe ihm das auch gesagt – daß ich meine Sache in Berlin machen wollte und in deutscher Sprache. Darum hatte ich nichts verloren in einer französischen Institution. Rätselhaft? Gut, man sagt Freud und die Nazis, die Bücherverbrennung, daß die Nazis Freud vertrieben haben... Daß man die Psychoanalyse hier, in der deutschen Sprache, im Umkreis der deutschen Sprachen, kaputt gemacht, verhindert hat, daß sie stattfindet, das war nicht erst das Werk der Nazis sondern das

von Psychoanalytikern in den zwanziger Jahren. Dann kam Lacan und seine Rückübersetzung Freuds.

HANS NAUMANN — Was mir zusehends in diesem Zusammenhang auffällt, ist, zumindest in der Rezeption der sog. Zitate Lacans aus dem freudschen Werk, daß der durchaus, was mich immer wieder irritiert, einen Esel gefunden hat, und dieser Esel ist die englische Version und nicht die deutsche Version. Das ist das erste, was mir aufgefallen ist beim genauen Lesen der sog. Zitate. D. h., ich habe den Eindruck, der ganz vage ist, gleichwohl kann ich ihn inzwischen stützen, daß Lacan Freud in der Tat kaum gelesen hat, sondern wenn, dann, ich sag das mal ganz unverblümt so, die englische Version und die vorliegenden Übersetzungen Freudscher Schriften von Bonaparte und Löwenstein. Diese sind teilweise in einer ganz bössartigen Weise so formuliert worden, daß er wirklich Kritik üben konnte. Auch dies kann ich belegen. Ich hab mal so einige Stellen einfach mal nachgeschlagen in den Cinq psychanalyses und habe festgestellt, daß er nicht die Version nimmt, die da steht, um sich dagegen zu wehren, sondern daß er sie verändert, daß er sich wehren kann. Er bezieht sich dann auf die Übersetzung, aber diese gibt er nicht korrekt wieder. Das mag auch daran liegen, daß möglicherweise auch Politik von Monsieur Miller dahinter steckt. Ich kann nicht genau nachweisen, wer da eigentlich gefuscht hat.

NORBERT HAAS — Ach. Da muß ich aber schon ein bißchen was ergänzen.

HANS NAUMANN — Ich kann das beweisen, Norbert.

NORBERT HAAS — Ja, das glaube ich schon.

HANS NAUMANN — Das kann ich. Ich geh davon auch nicht wieder ab, habe auch zuweilen den Eindruck, was auch eine Frage der Herausgeberschaft ist, daß diese forcierte Weise der Textherstellung versäumt wurde. Damit meine ich, daß die Rezeption von Lacan in Frankreich schon nicht hinreichend forciert worden ist, und daß die Textherstellung der Seminare durch Vergleich der verschiedenen Varianten ein dringendes Erfordernis gewesen wäre für eine Übersetzungsarbeit, auch für eine angemessene, nicht scholastische,

sondern für eine angemessene kritische Weise, sich zu Lacan zu verhalten.

Ich glaube schon, daß da ein Versäumnis vorliegt. Warum, weiß ich nicht. Da habt Ihr wahrscheinlich einen besseren Einblick. Wenn man die Texte gründlich liest, was ich jetzt bei dem Seminar zur Ethik tue, stelle ich immer wieder ungeheuerlich viele Fehler fest, was ich jetzt nicht nachweisen kann. Das müssen ganz bewußt gemachte Entstellungen sein. Das sind alles Dinge, die ich nicht belegen kann, weil ich nicht die Varianten habe.

Ich habe lediglich das Gefühl, daß manches vorne und hinten nicht stimmt. – Also an verschiedenen Stellen. Wie der mit griechischen Texten umgeht – es ist ein Grauen. Welche Textsammlungen nimmt Miller dann eigentlich, wenn er die Zitate Lacans nachprüft? Meines Erachtens ist die Art und Weise, in der der Text zur Ethik edidiert wurde, verantwortungslos, entspricht auch nicht dem Wunsch Lacans, auch in der Schriftlichkeit ernst genommen zu werden. Das ist eine Sache, die aufzuarbeiten wäre. Die Scholastik entsteht ja in dem Moment, – ich habe den Eindruck, daß wir uns in eine Lacansche Scholastik bewegen –, in dem die Varianten nicht präsent sind. Der Leser wird mit einem *factum brutum* konfrontiert, wobei ihm der Prozeß der Lehre, des Sprechens und des Hörens nicht nachvollziehbar ist. Ich habe den Eindruck, daß da in einer ganz üblen Weise Politik gemacht wird, was ich nur nicht nachweisen kann. Ich komm ja nicht an den Panzerschrank, Ihr ja auch nicht.

NORBERT HAAS — Erst war die Frage nach der Praxis von Lacan selbst.

HANS NAUMANN — Wie geht Lacan mit Freud um, wie mit der englischen Übersetzung der Schriften Freuds?

NORBERT HAAS — Nach meiner Beobachtung hat Lacan Freud nicht extensiv gelesen, aber es gibt eine Reihe von Texten, die er sehr genau gelesen hat, z. B. gleich nach Erscheinen im Jahr 1950 den *Entwurf*. Er muß den *Entwurf* immer wieder gelesen haben. Andere Texte hat er nachweislich auf Englisch gelesen. Was mich erstaunt, ist, daß er sehr wenig Freud übersetzt hat, veröffentlicht ist meines Wissens eine einzige Übersetzung. Ich finde das erstaunlich, bei der Forderung an Übersetzungen, die er immer vorgebracht hat, und bei

der harschen Kritik an den Übersetzungen. Oft geht es ja im Seminar um präzise Details. Nun gibt es das Endprodukt der gedruckten Seminare, und ich stimme Dir vollkommen zu, daß es dumm ist, daß man an ihm oft nicht mehr feststellen kann, wie es zu Veränderungen Freudscher Texte kommt oder gar zu Irrtümern. Zum Beispiel glauben alle Franzosen, die nur Lacan lesen, daß in dem Fort-Da-Spiel das Kind die Spule aus dem Bett wirft und sie wieder ins Bett hereinzieht, während bei Freud das Kind am Rand seines Bettchens steht und die Spule in dieses hineinwirft. Steht, was Lacan liest, in französischen Übersetzungen, hat er es aus der englischen Übersetzung? Ich habe das nicht nachgeprüft. In vielen Fällen hat man am Endprodukt, der Transkription, nicht die Möglichkeit, einen heiklen Irrtum nachzugehen. Das Kolophon in einem Buch ist natürlich nicht das schwarze Händchen am Rand eines Textes, wie Lacan sagt und worauf er eine wichtige Ausführung baut. Ich habe seinerzeit Miller angefragt, ob da nicht ein Hinweis gemacht werden sollte. Die Antwort war: „Stehen lassen“. Dabei wollte ich gar nicht den Irrtum korrigieren, sondern nur ein kleines sic anfügen, in einem Anmerkungsteil. Das sic wäre nicht nötig, wenn die Transkription immer das bringen würde, was Lacan gesagt hat, aber auch das ist gerade nicht der Fall. Bei einer falschen Graphik in *Encore* haben wir nicht mehr gefragt, sondern in Klammern auf den Fundort für die richtige verwiesen. Aber das sind Kleinigkeiten im Vergleich zu der viel allgemeineren verlangten Spurenverwischung. Was Vreni angesprochen hat, könnte auch hier weiterführen, es geht um ein Gespenst in den Köpfen der Psychoanalytiker und das heißt Genealogie. Es scheint ganz einfach zu sein, es gibt den Analytiker, bei dem ein Er oder eine Sie seine oder ihre Analyse gemacht hat. Der Begriff der Genealogie wird aber in der ganzen Geschichte der Psychoanalyse anders gehandhabt, nämlich in Form genealogischer Ketten, also: wer bei wem bei wem bei wem, und möglichst früh zurück, und wenn es die Anna Freud war, dann ist das schon super. Das Gespenst ist in der ersten, zweiten, dritten Generation nach Freud, und bei Lacan ist es nicht anders. Ein Beispiel, das uns konkret angeht. Den Herausgebern, also Jochen und mir, sind für die Seminare zwei Übersetzer, ich sag mal, aufkotroyiert worden dadurch, daß im Verlagsvertrag geschrieben steht, das Seminar wird übersetzt von dem und dem und kommt dann, nicht zur Supervision, wie sagt er da? zur Kontrolle? auch nicht, zur *approbation*, das ist

das Wort, nach Paris. Mündlich kam dann der Hinweis, daß die beiden genannten Leute mehr als unverdächtig seien, weil sie von Lacan analysiert sind. Was schon seltsam ist, weil wir gar keinen Verdacht geäußert hatten. Ins Feld geführt wurde also die bloße Tatsache einer Analyse bei Lacan. Das istbarer Unsinn. Und wir haben, jedenfalls für mich muß ich das sagen, den Fehler gemacht, eine solche Aussage unwidersprochen hinzunehmen. Es war mir zwar sofort klar, daß jetzt ein Stückchen Genealogie exekutiert wird, aber wir haben nicht reagiert, wahrscheinlich weil wir dachten, wir würden die Edition gefährden. Der Unsinn war sofort klar und wir waren auch wütend. Es ist dumm, wenn man so was hinnimmt, egal aus welchen Rücksichten.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich glaube, wir sollten vorsichtig sein, uns Fehler zu unterstellen, andererseits aber auch uns in acht nehmen. Hans hat das Wort vorhin gebraucht –, gleich von „übler Politik“ zu sprechen. Ich möchte das alles erst einmal gar nicht qualifizieren. Ich stelle fest, daß wir eine Zustands-, eine Situationsbeschreibung geben können, und ich finde, wir haben jetzt drei oder vier Punkte gefunden, von denen sich, glaube ich, zunächst einmal nicht mehr sagen läßt als daß wir uns da von dem unterscheiden oder zu unterscheiden versuchen, was in der Psychoanalyse gang und gäbe war und ist. Diese Punkte sind: Erstens Politik, zweitens Religion und drittens Genealogie.

Religion und Genealogie haben zweifellos etwas miteinander zu tun. Das ist nichts Neues, das ist oft beschrieben worden. Die psychoanalytische Bewegung ist von Soziologen oft als eine pseudoreligiöse Bewegung dargestellt worden. Wir kennen beispielsweise das Phänomen der Häresien. Da sieht manches so aus wie eben in den Religionen auch. Dann haben wir in der Psychoanalyse wie in den Religionen die Genealogie. Was die Politik betrifft: Religion und Politik gehen auch zusammen. Man muß das jetzt nicht alles entfalten.

Ich stelle eigentlich nur fest: Wir haben unsere Probleme damit. Man kann vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Die Psychoanalyse hat ebenfalls ihr Problem damit, aber es ist offenkundig nicht ausräumbar. Ich möchte nicht sagen: nicht durchschaubar – das wäre mir zu philosophisch, zu reflexionstheoretisch. Einigen wir uns darauf zu sagen: Da ist ein Problem, und es ist bis heute nicht ausräumbar. Das läßt mich zurückkommen zu der Frage,

die ich bereits gestellt habe. Nimmt man solche Texte in die Hand, fängt man an, sie zu übersetzen und damit zu arbeiten, dann kriegt man es damit zu tun. Das ist offenkundig.

Ich meine, wir können uns jetzt nicht hinsetzen und auf irgendwelche anderen Leute deuten, die nie behauptet haben, keine Politik zu machen, und ihnen vorwerfen, daß sie welche machen. Sie machen sie. Die Frage ist, ob man eine *andere* Politik machen oder ob man es vermeiden kann, genealogisch zu argumentieren, religiös zu werden, politisch zu werden in dem Sinne, in dem wir das beobachten.

Das ist nicht nur unser Problem. Das ist ein Problem der psychoanalytischen Bewegung.

NORBERT HAAS — Das beginnt ganz leise. Ich habe gerade den Freud-Binswanger-Briefwechsel gelesen, der auch die unmittelbare Folge nach dem Tod von Freud dokumentiert. Da wendet sich also Binswanger an Anna Freud und sagt, der Gestorbene ist von so großem öffentlichen Interesse, daß bald an eine erste Briefedition gedacht werden sollte. Das sagt er sicher auch, weil ein dickes Bündel von Korrespondenz in seiner Hand ist. Aber schon, auf die bloße Anfrage hin, haut ihm Anna Freud ihre Klappe auf den Kopf. Vielen Dank für ihre Anregung, aber wir erledigen das schon, es gibt Rücksichten der Diskretion, die wir im Auge behalten müssen, schicken Sie Abschriften der Briefe, sie sind dann in guten Händen. Das hat sicher eine alltägliche bürgerliche Seite, ich kenne es vom Wiener Teil meiner Verwandtschaft her, diese Stürme in der Bassena und daß man sich für den Rest des Lebens zerstreitet, wenn es um ein paar Schillinge Erbschaft geht. Bei Anna Freud und ihren Kumpanen ist es aber noch etwas anderes, da entsteht die Family im ersten und zweiten Glied nach Freud und es wird auch sofort gesagt, wer dazugehört und wer nicht. Der Schweizer hat zwar interessante Ware, die wollen wir, aber den Schweizer wollen wir nicht, der will auf der Titelseite stehen, aber da kommt er nicht hin. Also diese sich hier einschleifenden Usancen nach dem Tod von Freud, die sind sofort auch entstanden in Paris nach dem Tod von Lacan.

VRENI HAAS — Die waren schon vorher da. Eins, was ich genannt habe, ist etwas unter den Tisch gefallen: die Philosophie, es sei denn, du würdest sie bei der Religion subsumieren.

NORBERT HAAS — Irgendwie schon, wenn sich Philosophen mit Lacan beschäftigen. Bei Juranville zum Beispiel gibt es Kapitel, die sind theologisch.

HANS-JOACHIM METZGER — Das würde ich nicht tun.

NORBERT HAAS — Ich schon. Hast Du zum Beispiel die letzten *fragmente*-Hefte gesehen? Wie die abfahren auf das radikal Andere, aber auch zum Beispiel auf das Wort „Antlitz“, was einfach die falsche Übersetzung von *visage* bei Levinas ist. Hans hat mich darauf aufmerksam gemacht. Da ist das Schweiß Tuch nicht weit.

HANS-JOACHIM METZGER — Für mich ist das nicht so leicht subsumierbar. Aber Norbert hat im Zusammenhang mit Lacans Generation ein Wort gesagt, und in diesem eingeschränkten Sinn stimme ich zu.

Lacan ist für mich jemand gewesen, der seine Werkzeuge, Begriffswerkzeuge, hergenommen hat, wo er sie hat kriegen können, aus Wissenschaften, aus der Philosophie, aus der Theologie. Dabei muß man in der Tat beachten, aus welchen Philosophien – sagen wir es ruhig einmal so – er sich bedient hat. Das hat unter anderem mit seiner Bildungsgeschichte zu tun, die wir alle bis zu einem gewissen Grad kennen. Ich denke schon, daß das für seine Version von Psychoanalyse gravierende Folgen gehabt hat. Da bin ich völlig d'accord.

Wir wissen alle, es ist im wesentlichen die Existenzialontologie in unterschiedlichen Ausformungen, mit dem Problem, das wir zwischen Deutschland und Frankreich haben, mit dem Nichtlesen und dennoch Lesen, beispielsweise der Texte von Heidegger, und einer Heidegger-Lektüre, die über Sartre eigentlich nach Frankreich gekommen ist und über verschiedene andere wie Kojève, der dann seinen Hegel heideggerisch reinterpretiert hat. Das alles ist bekannt, und ich halte es für eine große Hypothek. Das führt vielleicht auch dazu, daß unter veränderten politischen Vorzeichen, die wir heute haben, so manches im Lacanschen Text merkwürdig archaisch wirkt.

Es gibt allerdings bei Lacan auch ganz andere Stränge, für die ich dies nicht so sagen kann. Beispielsweise seine Orientierung an Mathematik und Kybernetik. Auch da muß man natürlich Phasen unterscheiden und genauer hinschauen. Etwa Bourbaki und die Mengenlehre, das war einmal, gerade unter Mathematikern, sehr en vogue. Aber hat schon einmal jemand untersucht, warum Lacan gerade da und nicht

zum Beispiel bei der mathematischen Logik oder bei den Theorien mehrwertiger Logiken eingehakt hat? Also, Hypotheken konzidiere ich Dir auf alle Fälle.

NORBERT HAAS Aber, Jochen, konkret: Ist das Konzept des grand Autre, des großen Anderen, ist das ein philosophisches Konzept? Das radikal Andere in *Encore*, oder Die Frau, negativ mit Schrägstrich? Gerade gestern habe ich bei Lichtenberg gelesen die Frage: Ist die Erde ein Weibchen? Mehr steht da nicht und ich muß sagen, mir ist das näher, mir ist das genug. In *Encore* dagegen wird enorm viel geredet. Es ist, als ob es in diesem Seminar, das als Buch ja schmal ist, aber das täuscht, einen Riesenbeutel gäbe, in den alles Unsagbare, Unlesbare, sich nicht Schreibende hineingetan wird. Es ist mir völlig egal, ob das Sein genannt wird oder ob es durchgestrichen wird. Es ist eben vom Sein die Rede, und das tut Freud nicht. „Es wäre mir sehr unrecht, wäre mein Diskurs von heute nicht ein vollkommen negativer gewesen“, steht in *Encore*, es sind Sätze und Sätze gesagt, und dann ist noch gesagt: Es ist Negativität. Das ist es aber nicht, sondern es ist das, worum es genau in Freuds Briefwechsel mit Binswanger geht, der eben eine philosophische Ader hat, eine spezifische dazu, das ist diese südwestdeutsche Ecke mit Einschluß des Bodensees und Zürich, also Daseins und Schicksalsphilosophie. Dauernd plant Binswanger, in seinem großen Werk über die Psychologie einen zweiten Band zu schreiben, der endlich die Psychoanalyse behandeln soll. Es bleibt aber bei einer Arbeit diesseits der Psychoanalyse, und Freud schreibt ihm: Was ist mit dem Unbewußten, können Sie denn darauf verzichten oder hat Sie der Teufel der Philosophie doch so fest in seinen Krallen? Ich will nun nicht behaupten, daß Lacan philosophisch ohneweiteres in die südwestdeutsche Ecke gehört. Aber bei manchen seiner Ausleger sieht es doch so aus. Für mich ist es schon die Frage, ob ihn der Teufel der Philosophie in den Krallen hat, nicht erst in *Encore*. Freud redet nicht von Wahrheit, vom Sein ist auch nicht Rede bei ihm. Bei Freud ist beispielsweise von der Fehlleistung die Rede, Lacan geht bis zu einem manque-à-être. Im Lauf der Übersetzungsarbeit an *Encore* habe ich angefangen, mich zu fragen, wo ist die Kralle, warum muß das, was Freud Fehlleistung nennt, auf den philosophischen Rahmen des Seins gespannt werden? In *Encore* geht das ja bis zur Frage, ob das Sein haßt. Ich kann da einfach nicht mit. Für mich gibt es keinerlei Verbindung von einer Fehlleistung zu dem, was bei Lacan Seins-

verfehlen heißt, manque à-être. Die Texte von Laurence Bataille haben mir geholfen, das zu entpathetisieren, indem ich dort das manque-à-être für einmal mit Danebensein übersetzt habe, ich habe mir das erlaubt, ganz umgangssprachlich. Das war nicht mehr als ein halber Schritt zurück zu Freud, denn am besten läßt man den ganzen Quatsch. Das Sein und die Wahrheit, Wahrheit in einem nicht analytischen Sinn, das bleibt doch am besten im Ressort der Philosophen.

HANS JOACHIM METZGER — Wir können daraus doch nur den Schluß ziehen, daß auch Lacan mit etwas nicht fertig geworden ist, was wir uns mit Freud oder was Freud uns eingehandelt hat. Ich möchte einmal den Versuch unternehmen, das zusammenfassen, denn ich meine, daß daraus auch die Schwierigkeiten resultieren, nicht nur bei Lacan, sondern bei allem, was nach Freud kam.

Es ist da etwas eröffnet worden, was wir nicht den gegebenen Universitätsdisziplinen zuschlagen können, etwas, das einfach in seinem Status als Praxis und Theorie – was man bei der Psychoanalyse überhaupt nicht auseinanderdividieren kann – nicht recht qualifizierbar ist. Es ist keine Religion, es ist keine Wissenschaft, es ist keine Philosophie, es ist keine Medizin, es ist keine Psychologie. Es liegt quer zu vielem von dem, was ich genannt habe. Es ist keines davon.

Trotzdem kann man auch bei Freud – und das ist oft, und meist sehr schlecht, gemacht worden – so etwas wie Residualtheoreme feststellen, deren er sich bedient hat. Wir wissen alle, wie er sich naturwissenschaftlicher Modelle, wie er sich beispielsweise der Neurophysiologie bedient hat, wo er schließlich ja herkam. Doch was er daraus gemacht hat, ist keines von dem, was ich genannt habe. Die Frage ist, ob diese Praxis und Theorie, die eben quer zu dem Diskursuniversum, zu den Diskursarten stehen, die wir kennen, nicht notwendig mit all den Problemen behaftet sein müssen, die wir jetzt haben zusammenfassen können. Das mag alles eine Hypothek sein – einen Vorwurf kann man deshalb nicht unbedingt daraus ableiten. Für mich ist das alles in seinem Status nach wie vor viel zu unklar – immer bezogen auf die Disziplinen, Theorien, Diskurs und Praxisarten, die ich genannt habe. Das ist etwas von anderer Art, und ich kann eigentlich nach wie vor nicht wirklich qualifizieren, was es denn ist.

Ich vermag nur zu sehen – und da ist Lacan ja keineswegs der einzige, er hat es nur anders gemacht –, ich kann, wenn ich ein

Stück weit zurücktrete, nur sehen, daß es viele Psychoanalytiker nach Freud gegeben hat, die sich hier und dort bedient haben, woraus unterschiedliche Richtungen der Psychoanalyse hervorgegangen sind. Wir haben in Amerika neue Theorien, die sich am Behaviorismus orientiert haben, wir haben auch Leute, die versuchen, das eher auf das physiologische Substrat zurückzuführen, wir haben biologistische Psychoanalytiker. All dies kann ja nur heißen: Das ist noch nicht von Bestand.

Man kann es im Grund nur negativ beschreiben, weil wir uns ja an Modellen orientieren wie etwa den empirischen Wissenschaften oder den Naturwissenschaften. Da weiß man wenigstens bis zu einem gewissen Grad, wie es geht. Es gibt, zumindest zeitweise, und sei es unausgesprochen, unkodifiziert, Konventionen in der *Scientific Community*, wie man es anstellen muß, was die Kriterien sind. Da kann man wenigstens im nachhinein so etwas wie Methoden beschreiben, kann sehen, wie jemand gearbeitet hat, welches Paradigma in Geltung war. Sicher nicht im Sinne von Rezepten. Aber es gibt immerhin Validierungskriterien und dergleichen. Das alles gibt es in der Psychoanalyse nicht.

Das muß doch zwangsläufig zur Folge haben, daß die Psychoanalyse nicht so recht zu unterscheiden ist von der Religion, von der Philosophie, von den Wissenschaften. Daß sie eben nicht eigenständig ist und daß dies ihr eben diese Probleme einhandelt. Ich denke jedoch, es macht keinen Sinn, das als Vorwurf zu adressieren, an wen auch immer. Das sind Probleme – die wird die Psychoanalyse weiter mitschleppen, diese Probleme lösen wir auch nicht. Alles, was man tun kann, ist, Bedenklichkeiten anzumelden.

Im übrigen stimme ich Norbert zu: In der Hinsicht ziehe ich es ebenfalls vor, Freud zu lesen, der da ohne Zweifel ich kann es nicht anders nennen sehr viel nüchterner ist. „Fehlleistung“ – das ist für mich ein sehr nüchterner Begriff. Das ist nicht philosophisch aufgeladen, auch nicht religiös, überhaupt nicht.

Aber man kann schwerlich jemandem wie Lacan, der zweifellos versucht hat, eine Rekonstruktion zu leisten, verwehren, sich dabei bestimmter Begriffe zu bedienen, die woanders herkommen. Daß Begriffen etwas anhaftet von ihrer Herkunft, das ist stets so, die Begriffsgeschichte zeigt es, aber es gibt auch semantische Transformationen. Sonst gäbe es keine Emergenz von Neuem.

NORBERT HAAS — Jochen, ich denke, Du wehrst Dich gegen bestimmte Setzungen, die je auch darin bestehen können, daß man Sachen für irrelevant hält, weil sie in einer Praxis keine Rolle spielen oder eine andere Rolle als in dem Bereich, aus dem sie herkommen. Beispielsweise ein bestimmter Grad von Religiosität, das kann für mich heißen, daß der oder die Betroffene nicht analysierbar ist oder doch zumindest eine extreme Gefährdung der analytischen Arbeit gegeben ist. Das Nämliche gilt für einen bestimmten Grad von Philosophizität. Ich müßte das umständlich begründen, aber Setzungen, Wertungen auch, kommen bei Freud dadurch herein, daß er die Bedingungen für Analyse aufrechterhalten muß. Es kümmert mich nicht im Alltag, wenn jemand religiös ist oder philosophisch, es sei denn, er betreibt es als politischer Fanatiker, da will ich auch im Alltag dagegenhalten. Aber wenn im Bereich meiner Praxis Religiosität, religiöse Verrichtungen mehr sein sollen als Zwangshandlungen, kann ich nicht mit. Es ist richtig, ich werte da, aber ich werte, weil es um die Bedingungen psychoanalytischer Arbeit geht.

HANS-JOACHIM METZGER — Du gehst da sehr weit. Ich akzeptiere natürlich, was Du sagst, als das, was Du sagst. Was soll das heißen? Das steht im Zusammenhang mit dem Problem der Generalisierbarkeit von psychoanalytischen Begriffen. Wie allgemein sind diese Begriffe, wieviel Besonderes fangen sie ein? Ich kann hören, was Du sagst, und kann gar nicht umhin, es zu akzeptieren. Das heißt, ich werte es auch nicht als etwas, das jemand sagt, der analysiert und der damit natürlich, wenn ein analytischer Vertrag geschlossen wird, bestimmte Bedingungen aushandelt.

Das Problem ist nur, daß ein anderer Psychoanalytiker das durch aus nicht übernehmen muß, was Du sagst.

NORBERT HAAS — Nein.

HANS-JOACHIM METZGER — Voilà. Da haben wir es also mit dem Problem der Generalisierbarkeit zu tun. Was für Dich eine Bedingung ist, muß von einem Kollegen, sagen wir lieber: von einem anderen Psychoanalytiker nicht geteilt werden.

NORBERT HAAS — Freud hat in bestimmten Punkten schon generalisiert.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja, ja. Aber es gibt andere, sage ich von außen, das schend, andere, die sich ebenfalls analysieren und die das nicht unbedingt teilen. Das ist ein Problem. Das hat damit zu tun, worauf ich eben den Finger gelegt habe, daß wir Schwierigkeiten haben zu qualifizieren – bezogen auf all die anderen Diskurs- und Praxisarten, die ich angeführt habe –, was die Psychoanalyse denn ist, wie sie sich davon unterscheidet, worin sie eigenständig ist.

Und damit kommen wir natürlich immer zu der Frage, bei der wir jetzt halten: Was ist daran generalisierbar? Und es gibt eine ganze Reihe anderer Probleme, die sich da anlagern. Da finden wir auch die Politik wieder. Warum? Weil eben da die Lehre ansetzt, das Problem der Transmission.

Das ist ja nun wirklich etwas, was Lacan umgetrieben hat. Seine ganze Bemühung um das Mathem kreist genau um dieses Problem: Was daran ist generalisierbar und welchen Modus muß man wählen, um das weiterzugeben? Er hat gemeint, man könne das bis zu einem gewissen Grad algorithmisieren. Daß er zu Algorithmen gegriffen hat, das ist, eben weil es um Generalisierbarkeit geht, nachvollziehbar, denn offenbar war er der Meinung, daß sich anders das, was transmittiert werden soll, nicht notieren läßt.

Das führt uns auf ein überaus verwickeltes Problem, das Du gestern abend angesprochen hast, Norbert – das Schulproblem. Wozu braucht man Schulen? Das Problem für den einzelnen Analytiker stellt sich doch ganz einfach so, daß jemand, mit dem er analysiert oder analysiert hat, mit einem Mal den Wunsch äußert, ebenfalls analysieren zu wollen. Das ist alles. Was läßt sich nun, von Analytiker A zu Analytiker B, an diesem Problem generalisieren? Das zu sehen, fällt mir sehr schwer.

Deshalb kann ich das, was Du sagst, als das nehmen, was Du sagst. Ich muß es so nehmen wie denn anders? Dennoch ist es nichts, bei dem wir uns anheischig machen können zu sagen, das ist eine *Conditio sine qua non* der Psychoanalyse. Von daher die Schwierigkeit, da zu werten.

VRENI HAAS — Gerade bei Freud ist dieses Problem massiv da. Im *Entwurf* geht es über weite Strecken darum, daß er versucht, Begriffe, eine Schreibe, Darstellungsformen zu finden, für das, was er gefunden hat, es allgemein faßlich auch für sich, allgemein brauchbar und immer wieder handhabbar zu machen. Bei

Lacan mit den Mathemen ist dies ein neuer Versuch gewesen. Lacan hat nie besonders hervorgehoben, daß Freud vor ihm in diese Richtung weit vorgedrungen war mit seinem Versuch, bei den Naturwissenschaften oder exakten Wissenschaften anzuknüpfen, um das überhaupt sprachlich und schreibbar zu machen. Dies ist kein Vorwurf sondern für mich ein Problem der Praxis: wie weit kann ich mit Lacan gehen, und wo geht's nicht weiter? Das ist für mich *conditio sine qua non*, daß ich habe arbeiten können.

HANS JOACHIM METZGER — Vreni, d'accord. Aber das Problem stellt sich.

VRENI HAAS — Das ist für mich dann nicht Wertung, sondern ich kann einfach nicht.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja. Das Problem, wie weit man mit jemand kann, mit Lacan, mit Freud – dieses Problem stellt sich, und es stellt sich offenbar für jeden anders. Und wozu wir nicht in der Lage sind, ist, ein Kriterium für gelingende psychoanalytische Praxis aufzustellen. Wenn man ein solches Kriterium aufstellen könnte, hätte man etwas, das Wertungen ermöglichen und legitimieren würde.

Ich kann keine Aussagen darüber treffen – es fällt mir schon schwer, dafür überhaupt einen Begriff ins Feld zu führen –, wie gelungen oder nicht gelungen eine Analyse bei Lacan oder bei Freud gewesen ist. *I simply don't know*. Ich kann nur sehen, daß Lacan gesprochen und sich, was seine Begrifflichkeit betrifft, hier und dort bedient hat. Ich unterstelle, daß dies im Interesse seiner Praxis und seiner Erfahrung geschehen ist, auf die er sich in einem fort beruft. Ich unterstelle, dies wird ihm ermöglicht haben, etwas zu begreifen. Und dies wiederum wird auch seinen Analysanten etwas ermöglicht haben.

Aber kann ich deshalb so weit gehen zu sagen: Hier mache ich einen Schnitt, so daß ich werten kann? Ich kann doch stets eben so gut sagen: Ich als Analytiker oder als Analysant kann damit gar nichts anfangen. Ich rede nicht so wie Lacan, das sind nicht meine Begriffe. Und wie Lacan redet und welche Begriffe er verwendet, das ermöglicht mir als Analytiker oder als Analysant über-

haupt nichts. Ich rede anders, ich habe andere Begriffe. Das ist alles.

VRENI HAAS — Ja, sicher. Aber es gibt, was wir vorher angesprochen haben, das – uralte – genealogische Denken. Dagegen haben zumindest zwei Leute, Freud und Lacan, etwas anderes versucht.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich stimme Dir zu, daß beide versucht haben, etwas dagegen zu stellen. Ich sehe bei beiden den Versuch, an die Stelle dessen, wofür die Genealogie und das genealogische Denken Substitute sind, ein Konstrukt zu setzen. Für mich stellt sich aber die Frage, ob sie mit diesem Versuch Erfolg gehabt haben.

Denn wenn man so weit geht, wie ich es eben versuchsweise getan habe, in Frage zu stellen, was es eigentlich mit dem Ende des psychoanalytischen Prozesses auf sich hat, ob er nur darin ausmündet, daß ein Analysant irgendwann den Wunsch hat, selbst zu analysieren, oder nicht, wenn man also fragt, was daran generalisierbar ist, dann zeigt sich, daß wir Schwierigkeiten haben, das zu benennen. Und aus dieser Schwierigkeit eben rührt der Rückfall in genealogische Argumentationen her.

Was kann man denn, wenn man nicht über ein Konstrukt verfügt, über das, was trägt am analytischen Prozeß und seinem Auslaufen auf irgendein Ende hin, aussagen? Doch nur: Ich habe mit dem Mann eine Analyse gemacht. Das ist gegangen, wohin immer es gegangen sein mag. Jetzt analysiere ich selbst und ein anderer macht jetzt seine Analyse mit mir. Und dieser andere kann auch nur das sagen.

Ich überspitze das jetzt, um hervorzutreiben, daß wir, auch nach Lacan, weiterhin Probleme haben zu benennen, worin das Ende einer Analyse besteht. Was ist die Transmission? Was passiert dabei? Das ist nicht klar, und deshalb gibt es einen Rückfall ins Genealogische.

Um das einmal anhand der schon erwähnten Notizen zu illustrieren, die ich mir seinerzeit nach einem Gespräch mit Miller gemacht habe, bei dem ich wirklich knallhart mit den theoretischen und politischen Konsequenzen dieses Denkens konfrontiert worden bin: Die Ausgangssituation war die, daß Miller geäußert hatte, zwei Personen aus seinem Kreis sollten übersetzen. Das hatte ich mir vorgenommen, mit ihm zu diskutieren, und zwar theoretisch stringent im Hinblick auf den Begriff der Person, von dem er Gebrauch machte. Denn „Person“ ist für mich kein psychoanalytischer Begriff.

Die Frage, die sich stellte und stellt, ist: Wofür kann jemand garantieren, wenn er äußert, der und der möge *übersetzen*? Das für mich Erstaunliche war, daß Miller in dieser Situation *durchaus* nicht gesagt hat: Herr Kaltenbeck und Dr. Turnheim haben eine Analyse mit Lacan gemacht. Stattdessen hat er gesagt, es sei sein *désir*, daß die beiden übersetzen sollen.

Klammer auf: Man versteht, ein *désir* – das kann man nicht in Frage stellen, darüber ist nicht zu diskutieren, das muß man also hinnehmen. Klammer zu.

Ich habe dann gesagt: Aber Sie müssen ja irgendetwas benennbar machen, was die beiden als Übersetzer qualifiziert. Ich, auf der anderen Seite, stelle dagegen Übersetzungspraxis. Die läuft seit vielen Jahren, und es gibt Leute, die sich darüber auseinandersetzen. Herr Kaltenbeck und Herr Turnheim sind bis jetzt nicht unter denen, die sich darüber auseinandersetzen. Sie können aber zu solchen werden, indem sie sich an dem existierenden Arbeitszusammenhang beteiligen. Dazu ist jeder eingeladen.

Also, Übersetzungspraxis und Auseinandersetzung mit den Problemen der deutschen Lacan-Übersetzung, eben ein existierender *Arbeitszusammenhang* – das war und ist für mich ein benennbares Kriterium. Miller hat kein Kriterium gehabt. Er hat zur Person garantiert. Da habe ich gesagt: Person ist kein analytischer Begriff. Entweder Sie benennen etwas von der Art dessen, was ich angeführt habe und was ich *Arbeitszusammenhang* nenne, oder Sie haben ein anderes Kriterium. -

Da war nichts. Dafür kam eine Retourkutsche. Miller hat nämlich gefragt – ich habe das damals in meinen Notizen ein bißchen ironisch unter die Überschrift „Die unsicheren Lacantonisten der Sigmund Freud-Schule“ gebracht: Was sind denn das für Herren und Damen – die von der Sigmund Freud-Schule? Wo haben die denn ihre Analyse gemacht? Das weiß man ja nicht! Das war genau der Rückfall in die genealogische Argumentation, über den wir gesprochen haben.

Aber daß man dahin zurückfallen kann, hat seinen Grund in der Psychoanalyse selbst. Deshalb wundert es mich nicht. Ich sehe eine Bemühung, etwas an diese Stelle zu sehen, gewiß. Aber ich muß auch konstatieren, daß nicht wirklich etwas an diese Stelle getreten ist, worauf all jene, die – auf oder hinter der Couch oder wie sonst immer – analysieren, sich einigen könnten. Dieses Konstrukt oder

Kriterium existiert nicht. Also ist da nichts generalisierbar, und deshalb wird es diesen Rückfall ins Genealogische bis auf weiteres geben.

NORBERT HAAS — Also, die Edition. Ich mache das seit 1971 und in den siebziger Jahren war ein gewisser Rhythmus in der Arbeit. Durch die Politik des Herauslassens und Nichtherauslassens von Bänden und durch die Politik der Benennung von Übersetzern, bzw. der Nichtberücksichtigung von Benennungen unsererseits ist eine Art Taktlosigkeit entstanden, oder ein Vakuum. Ich will nicht sagen, daß das der einzige Grund ist, aber durch diese Art Vorgaben aus Paris bin ich in Schwierigkeiten gekommen auch mit dem Übersetzen. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem Miller das Regime übernommen hat, hatte ich immer die Möglichkeit, meinem eigenen Takt zu folgen, welcher Takt das war, ob ich mal ein halbes Jahr nicht und dafür ein halbes Jahr intensiv übersetzt habe, das spielte für den Leser keine Rolle. Aber jetzt merkt man es eben und man fragt, was da los ist.

HANS-JOACHIM METZGER — In Frankreich hat man ja einen interessanten Versuch gemacht, gegen Miller vorzugehen. Ich bin nicht darüber im Bilde, was da konkret unternommen worden ist, aber zumindest bestand die Absicht zu deklarieren, Lacan sei ein so bedeutsamer französischer Autor, daß sein Werk gleichsam *in the public domain* sei.

Was soll das heißen? Wir haben es hier mit einem Rechteinhaber zu tun, aber man kann ja wirklich mal abklopfen, was es mit Autorenrechten auf sich hat. Wir wissen alle, daß es Rechte von Autoren an ihren Werken noch nicht sehr lange gibt. Im Grunde genommen handelt es sich bei der Autorschaft um eine romantische Konstruktion, hinter der allerdings eine theologische Vorstellung steht: der Autor wie Gott, nämlich als Schöpfer.

Wenn man Lacan – aber natürlich nicht nur Lacan liest, kann man aus, sagen wir einmal: signifikanttheoretischen Gründen, durchaus bestreiten, daß es so etwa wie Autorschaft überhaupt geben kann.

NORBERT HAAS — Lacan hat es bestritten.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja. O.K. Jetzt sitzt da einer, der die Rechte an seinem Werk innehat. Ich persönlich kann dazu zunächst

nur sagen: Ich habe den *désir* – was man ja auch mir nicht *bestreiten kann* –, Lacan auf deutsch weiterhin zugänglich zu machen. Dies wird verhindert. Man kann in Frage stellen, *mit welchem* Recht. Ich denke, daß der Rechteinhaber Schwierigkeiten haben dürfte, dies aus dem Werk, an dem er die Rechte innehat, abzuleiten. Lacan selbst hat, wie wir wissen, zu seinen Lebzeiten nie etwas dagegen unternommen, daß Mitschriften seiner Seminare zirkulierten. Er hat dazu, wenn ich mich recht *erinnere*, sogar ermutigt.

Hier muß also jemand bei einer juristischen Konstruktion Zuflucht suchen, die juristisch natürlich nicht zu bestreiten ist. Aber ich halte sie für theoretisch anfechtbar und bringe dies auch deshalb hier in die Diskussion, weil man angesichts dieser Situation überlegen kann und überlegen sollte, wie man Lacan auf deutsch weiterhin zugänglich machen kann.

VRENI HAAS — Das gleiche Problem stellt sich bei Freud.

HANS-JOACHIM METZGER — Selbstverständlich.

VRENI HAAS — Insofern ist es ein generalisiertes Problem.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich meine, man versteht, daß das auch so etwas wie ein Fortschritt ist, daß Autoren an ihren Werken Rechte haben, insofern ihnen daraus Revenuen erwachsen. Das will ja auch niemand ernsthaft in Frage stellen. Man kann aber jenseits dessen nicht davon absehen, daß tatsächlich ein theoretisches Problem existiert zu bestimmen, was Autorschaft eigentlich ist und wer ein Recht an einem Werk hat.

Die amerikanischen oder angelsächsischen Urheberrechte sind übrigens noch strenger als die unsrigen. Da muß man bei längeren Zitaten sogar beim Rechteinhaber des Zitierten anfragen, ob man extensiv zitieren darf. Viele amerikanische oder englische Bücher zieren dann Danksagen des Sinns, man bedanke sich dafür, daß man aus dem und dem Werk längere Zitate habe benutzen dürfen.

NORBERT HAAS — Zu den Revenuen noch eine Bemerkung. Das Seminar *Transfert*, dessen Transkription eine massive Kritik erfahren hat, ist vor einiger Zeit vom Markt zurückgezogen worden, was natürlich nur mit Einwilligung des Rechteinhabers geschehen konnte.

te. Seuil allein wäre dazu nicht imstande gewesen. Bei Seuil hat es vor Zeiten einen einzigen Mutigen gegeben, der die Position aber nicht gehalten hat, François Wahl. Wahl hat schon einmal ein Seminar zurückgereicht, das aber noch nicht im Druck erschienen war. Jetzt also sind ausgelieferte Bücher gestoppt worden, eine neue revidierte Transkription von *Transfert* ist angekündigt und man wird sehen, in welcher Weise Miller Korrekturen übernimmt. Daß man ihm Korrekturen mitteile, dazu hat er ja öffentlich aufgefordert. Das wird spannend. Spannend finde ich aber auch die Frage, ob nun die Käufer der ersten Edition das Buch zurückgeben können und ihr Geld wiederbekommen. Oder rechnet man damit, daß nun alle das zweite Buch einfach noch dazu kaufen? Ein paar Wenige wird es freilich geben, die wollen, aus welchen Gründen immer, zum Beispiel, weil sie eine Freude daran haben, die Irrtümer Millers schwarz auf weiß zu besitzen, dann doch beide Bände haben. Aber im Grunde sind das Usancen, die man denen, die daran verdienen, nicht durchgehen lassen sollte. Faule Tomaten kann man in jedem Supermarkt zurückgeben.

VRENI HAAS — Die zweite vermehrte Auflage heißt es dann.

NORBERT HAAS — Ja. Aber daß eben heftig Geld gemacht wird, spielt da mit, es hat schon lange mitgespielt in dem Lavieren des französischen Verlegers. Ich war jetzt schon lange nicht mehr bei Seuil und möchte auch nicht mehr hingehen. Wenn früher ein heikler Punkt zu regeln war, hat Lacan zum Telefon gegriffen und die Verbindung zu Wahl direkt hergestellt. Miller dagegen läßt die Verlage, Seuil und Quadriga, allein noch als Puffer oder Filter funktionieren, wenn es um Fragen der deutschsprachigen Edition geht.

HANS-JOACHIM METZGER — Vielleicht ist dies der Zeitpunkt, einmal Gelegenheit zu nehmen, die Konstruktion, wie sie im Augenblick noch steht, zu skizzieren. Ich versuche deshalb eine Art historischen Abriß, damit klar wird, was der Status ist. Norbert, Du mußt ergänzen, falls ich etwas auslasse.

Nachdem der Walter Verlag zu erkennen gegeben hatte, daß er nicht gewillt war, die Lacan-Edition fortzusetzen, stellte sich das Problem, einen anderen Verlag zu finden. Das ist auch der Zeitpunkt gewesen – Norbert hat das kurz ausgeführt –, wo ich als Mit-

herausgeber ins Spiel kam. Nun muß man berücksichtigen, daß ich zu der Zeit noch mit anderen Verlegern zu tun hatte, deshalb auch jedes Jahr auf der Frankfurter Buchmesse war und daseibst mit dem französischen Verlag, Seuil, immer über das Problem gesprochen habe, daß der Walter-Verlag nicht fortsetzen wird und was man nun unternehmen könne und wolle. Norbert hat es bereits angesprochen, und ich möchte es hier noch einmal unterstreichen: der französische Verlag hat nichts unternommen, um einen neuen deutschen Verlag zu finden.

NORBERT HAAS — Seuil hat sich nicht einmal gerührt, als bei Walter die Absicht bestand, das erschienene Oeuvre zu verramschen.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja. Norbert und ich haben dann an eine Reihe von Verlagen, die uns irgend in Frage zu kommen schienen, Briefe geschrieben. Es gab da ein gewisses Echo. Wir haben von unseren Bemühungen jeweils sowohl Seuil als auch Miller in Kenntnis gesetzt. Eine Antwort haben wir nie erhalten. Paris – das heißt Milleraufdereinen, Seuil auf der anderen Seite – hat das zur Kenntnis genommen, aber weder Zustimmung signalisiert noch sonst irgend etwas getan. Man hat es nie für nötig gehalten zu reagieren.

Wir sind dann, wie man weiß, bei Quadriga fündig geworden. Da gabes einen Lektor, der jedenfalls großes Engagement erkennen ließ, mehr als in anderen Verlagen, mit denen wir Kontakt aufgenommen hatten. Zu diesen anderen Verlagen, mit denen wir Gespräche geführt haben, zählt zum Beispiel der Fischer Verlag, an den wir gedacht hatten, weil dort Freud erscheint. Es hat auch einen Kontakt zu Klostermann gegeben. Gleichviel, wir haben dann mit Quadriga einen Herausgebervertrag ausgehandelt.

NORBERT HAAS — Es hat noch einen interessanten Kontakt gegeben, zu K. D. Wolff...

HANS-JOACHIM METZGER — Vom Roten Stern.

NORBERT HAAS — ...der uns bei einem Besuch in Berlin gesagt hat, eigentlich können wir es nicht machen wegen des Umfangs der Edition, aber wenn alle Stricke reißen, machen wir es. Das war gut, wie er das gesagt hat.

HANS-JOACHIM METZGER — Man muß dabei bedenken, daß alle diese Verlage natürlich Vorbehalte wegen der erkennbaren finanziellen Belastungen hatten. Es war eigentlich von Anfang an klar, daß das ohne *concours*, ohne Zuschuß nicht zu machen sein würde. Dabei ist es nicht schwierig oder war zumindest in der Vergangenheit nicht schwierig, bei dergleichen Projekten finanzielle Unterstützung vom französischen Kultusminister zu erhalten. Das ist gängige Praxis, und das konnten wir ja auch ins Feld führen. Ich glaube, keiner der Verlage, mit denen wir gesprochen haben, hat sich in der Lage gesehen, die Lacan-Edition aus eigener Kraft zu machen. Wir sind da allerdings auch mit Maximalforderungen hingegangen. Denn aus der Erfahrung mit dem Walter-Verlag heraus wollten wir nicht damit hinter dem Berg halten, daß das eine Edition werden konnte, die vielleicht einmal 30 Bände umfaßt. Es ist klar, daß so etwas für jeden Verlag ein beträchtliches finanzielles Engagement bedeutet.

Wir haben dann, wie gesagt, mit Quadriga einen äußerst detaillierten Herausgebervertrag ausgehandelt. Dieser Vertrag Norbert hat einiges davon bereits angesprochen regelt die Tätigkeit der Herausgeber, indem er bestimmte Minimalgarantien beschreibt, für die wir geradestehen. Es geht dabei im wesentlichen darum, eine Kontinuität der Arbeit zu gewährleisten, insbesondere der Begriffsarbeit. Der Vertrag geht davon aus, daß die Übersetzungen in der Regel von Norbert und mir ausgeführt werden, aber wir haben darin auch ein Prozedere festgelegt, wie zu verfahren ist, wenn jemand anders übersetzen möchte. Dafür haben wir die Möglichkeit des Vorschlags vorgesehen, von welcher Seite auch immer ein solcher Vorschlag kommen mag. Weiterhin haben wir das Instrument einer Probeübersetzung, auf deren Basis dann mit dem Übersetzer ein Vertrag geschlossen werden kann.

Ich erwähne das, weil es natürlich auch im Hinblick auf die Konstruktion, die zwischen dem deutschen Verleger und uns besteht, Problem gemacht hat, daß uns aus Paris zwei Übersetzer angedient wurden, bei denen der Gebrauch dieses Instrumentes der Probeübersetzung ausgeschlossen war. Das hat in Diskussionen mit Miller eine große Rolle gespielt, denn wir haben versucht, ihm klarzumachen, daß dies ein in Deutschland unübliches Vorgehen ist.

Und zwar aus zwei Gründen: Für den Verlag ist es eigentlich untragbar, daß eine Übersetzung angefertigt wird, von der sich möglicherweise im nachhinein herausstellt, daß sie nicht gedruckt werden

kann. Denn zu dem Zeitpunkt, wo sich das herausstellt, hat der Verlag die Übersetzung in der Regel bereits honoriert. Es könnte also der Fall eintreten, daß eine Übersetzung nicht brauchbar ist und der Verlag in eine neue Übersetzung investieren müßte. Das ist natürlich kein Argument, das einen Miller interessiert. Da er ja für Personen garantiert, versteht es sich, daß ein solcher Fall gar nicht eintreten kann.

Für uns als Herausgeber kann sich im übrigen ein ähnliches Problem ergeben wie für den Verlag. Man hat keine Probeübersetzung gesehen, kriegt aber irgendwann ein Konvolut von 900 oder 1000 Seiten auf den Tisch, bei dem sich vielleicht sehr bald herausstellt, daß es sich nicht in den Rahmen der bis dahin geleisteten Begriffsarbeit fügt. Was soll man dann machen?

Mit anderen Worten, es ist kein praktisches Prozedere vorgesehen für den Fall, daß der französische Rechteinhaber dekretiert, der und der möge übersetzen. Die Arbeit bleibt auf alle Fälle an den Herausgebern hängen, und sowohl Verlag als auch Herausgeber tragen ein beträchtliches finanzielles Risiko. Denn zwar erhalten die Herausgeber ein Honorar für ihre Tätigkeit, das heißt in dem Fall für die Durchsicht einer Übersetzung, nicht aber dafür, möglicherweise eine ganze Übersetzung überarbeiten zu müssen.

Dies ist im Moment der Status. Der Herausgebervertrag besteht nach wie vor. Der deutsche Verlag ist, soweit er Verträge mit dem französischen Lizenzgeber schließt, natürlich an die Voraussetzung des Herausgebervertrages gebunden. Dies ist aber in zwei Fällen eigentlich durchlöchert worden, nämlich in den beiden genannten Fällen, in denen Miller gesagt hat, es gebe zwei Leute, von denen er wünsche, daß sie übersetzen.

Das ist so instrumentiert worden, und zwar zu der Zeit, als der Vertrag mit Quadriga geschlossen wurde. Es gibt einen Brief von Miller an den deutschen Lektor, in dem fünf Bedingungen dafür genannt sind, daß der deutsche Verlag die Lacan-Edition fortsetzen kann. Zu diesen Bedingungen zählt, daß Herr Kaltenbeck und Herr Turnheim je ein Seminar übersetzen. Es gibt noch andere Bedingungen, die aber inzwischen vom Tisch sind, weil der deutsche Verlag nicht bereit war, sich darauf einzulassen. Beispielsweise hatte Miller verlangt, daß der deutsche Verlag den Vertrieb der damals gegründeten Zeitschrift *WO Es war* übernehmen sollte. Nur dann, hieß es damals, würden künftig Rechte zediert. Die fünfte Bedingung war, daß Norbert das Seminar *Die Ethik* übersetzt.

Entscheidend für unseren Zusammenhang ist, daß Miller die Ver- gabe der Lizenzen an die Bedingung geknüpft hat, daß zwei Leute übersetzen, die nicht von uns vorgeschlagen sind. Die Namen dieser Leute stehen in den Verträgen des französischen Verlages mit dem deutschen Verlag. Das heißt, der deutsche Verlag mußte akzeptieren, weil er sonst die Lizenzen für diese beiden Seminare nicht bekommen hätte. Und wir als Herausgeber sind dabei schlicht ausgehebelt worden, denn damit war ja eine Rechtssituation geschaffen, in der wir keine Handhabe hatten und in der der deutsche Verlag, wenn er die Lizenzen haben wollte, eigentlich nur ja sagen konnte. Wir hatten dann keine andere Wahl, als unsererseits ebenfalls, man muß sagen: zähneknirschend, zu Herrn Kaltenbeck und Herrn Turnheim ja zu sagen. Wobei es – ich unterstreiche das – nicht um irgendwelche Vorbehalte gegen Personen geht, sondern schlicht darum, daß das Prozedere, das sich ja irgend bewährt hatte und das nicht vom Himmel gefallen ist – deshalb haben wir es im Herausgebervertrag vorgesehen –, in diesem Fall nicht eingehalten werden konnte.

In diesem Zusammenhang noch folgendes zur Ergänzung: Herr Turnheim hat seinerzeit eine Probeübersetzung für das *Psycho- senseminar* angefertigt. Das war noch bevor es diesen Heraus- gebervertrag unsererseits mit Quadriga gab. Ich glaube, es ist sogar noch vor dem Zeitpunkt gewesen, als Miller geäußert hat, Turnheim möge übersetzen. Norbert hat diese Probeübersetzung gelesen und annotiert und – ich hoffe, ich gebe das jetzt richtig wieder – keine gravierenden Einwände erhoben. In der Zwischenzeit haben wir einen neuen Verlag gesucht, und dann war ich als zweiter Herausgeber mit im Verlag. Da sah nun das beschriebene Prozedere vor, daß wir Turnheim bitten, er möge eine Probeübersetzung vorlegen. Das hat er dann auch getan und zwar exakt das geschickt, was er zuvor bereits Norbert vorgelegt hatte. Wie erwähnt, hatte Norbert bereits Anno- tationen gemacht, die Turnheim jedoch in dem Typoskript, das er mir nun zukommen ließ, nicht berücksichtigt hatte. Das heißt, er schickte mir unverändert genau das, was auch Norbert zuvor schon gesehen hatte. Ich habe mich dann hingesetzt und habe das meinerseits gelesen und bin zu dem Resultat gelangt: das geht so nicht. Ich habe das extensiv begründet, aber, wie ich aus heutiger Sicht sagen muß, vielleicht wenig konzilient. Es ist, weiß Gott, nicht so gemeint gewesen. Ich habe mir furchtbare Mühe mit den zwei oder drei Kapiteln gemacht, die Turnheim übersetzt hatte. Und zwar nicht unter

der Vorgabe, dies muß nun so gemacht werden, wie ich als zweiter Editor das sage. Sondern, lieber Herr Dr. Turnheim, ich gebe ihnen das und das zu bedenken. Turnheim war daraufhin furchtbar vergräzt. Es hat danach nie wieder einen Kontakt zwischen ihm und mir gegeben. Die Ablehnung, die ich begründet habe, soll auch in Paris das ist Gerücht – ziemlich eingeschlagen haben. Wie ich mir das habe herausnehmen können, ihm da so übers Maul zu fahren? Was nun wirklich nicht meine Absicht war, denn ich hatte ihm einen Begleitbrief geschrieben und darin wieder jene Argumentation entfaltet, auf der der Herausgebervertrag beruht und die auch Miller gegenüber mehrfach vertreten worden ist: wir sind an einem Arbeitszusammenhang interessiert, lassen Sie uns über Probleme diskutieren. So halten wir es mit anderen, so stellt sich etwas Kooperatives her, so kommen wir weiter, denn so hat es sich bis jetzt bewährt.

Das ist der Stand der Dinge. Nun sind seither in Frankreich ja zwei weitere *Seminare* erschienen. Herr Turnheim hat eine Probeübersetzung für das *Psychosenseminar* gemacht, und nach langem Hin und Her, in dem sich nichts bewegt hat, sind nun Turnheim und Kaltenbeck neuerdings von dem deutschen Verlag aufgefordert worden, einen Übersetzervertrag abzuschließen. Ich glaube, Herr Turnheim hat derweil unterschrieben, Herr Kaltenbeck aber nicht.

Inzwischen gibt es eine Zusatzforderung, denn es liegen ja jetzt insgesamt drei noch nicht ins Deutsche übersetzte französische *Seminar*-Editionen auf dem Tisch. Für die dritte, das ist *L'envers*, waren Norbert und ich übereingekommen, daß ich das übersetzen werde. Da liegt nun aus Paris inzwischen eine Zusatzforderung vor...

NORBERT HAAS — Nicht nur geeinigt. Wir haben das auch mitgeteilt.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja, wir haben es auch mitgeteilt... Jedenfalls fordert Paris nun, daß *L'envers* ebenfalls von Herrn Kaltenbeck oder Herrn Turnheim, jedenfalls von einem der beiden übersetzt werden soll. Nun muß man, um diese Darstellung abzuschließen, noch folgendes mit berücksichtigen. Dies ist ein Eindruck, den ich aber trotzdem äußern möchte: Man könnte ja annehmen, Jacques-Alain Miller, Dr. Turnheim und Herr Kaltenbeck haben einen Arbeitszusammenhang. Die reden also miteinander, und irgendwie klärt sich, der übersetzt das und der das. Nach meinem Eindruck werden die beiden aber nicht gefragt, sondern Miller dekretiert das.

Das schlieÙe ich daraus, daß die beiden offenbar auch Arbeitsdispositionen haben, jedenfalls nicht sofort begeistert in die Luft springen und einen Übersetzervertrag unterschreiben. Vielmehr zieht sich dies hin aus Gründen, die uns nicht recht klar sind. Würde es da Absprachen geben, müÙte das anders sein.

Schließlich noch ein Punkt, den Norbert bereits erwähnt hat: Jacques Alain Miller hegt eine pädagogische Vorstellung davon, was deutschen Lacan-Lesern zukömmlich ist und was nicht. Es existiert seit vielen Jahren, eigentlich schon bevor wir einen neuen deutschen Verlag gefunden hatten, eine Planung für die Fortsetzung der *Schriften*-Edition. Darin ist vorgesehen, daß zwei, wenn nicht gar drei weitere Bände *Schriften* ediert werden sollen. Für zwei dieser Bände ist die Planung seit langem bekannt, liegt dem deutschen Verlag vor, dem französischen Verlag und dem französischen Rechteinhaber. Darin ist festgelegt, welche Texte vorgesehen sind, wann die Bände erscheinen sollen, wer übersetzt. Auf diese Planung ist noch nie eine Reaktion erfolgt. Auch alle VerstöÙe des deutschen Verlages fruchten nichts. Da gibt es keinerlei Reaktion, offenkundig aus der Überlegung heraus, daß wir Deutschen erst mal die *Seminare* lesen sollen.

Das ist der Punkt, an dem wir heute halten. Zwischendurch hat es, wie gesagt, immer wieder einmal Besuche in Paris gegeben und dabei Versuche, einen Arbeitszusammenhang in dem angesprochenen Sinne herzustellen. Das funktioniert nicht. Wir können jetzt also nicht umhin zu schließen, daß es auf absehbare Zeit keine Fortsetzung der *Schriften* Edition geben wird. Und was die *Seminar*-Edition angeht, werden uns Übersetzer oktroyiert, mit denen keine Arbeitszusammenhänge bestehen und die, erlaube ich mir zu schließen, auch nicht an Arbeitszusammenhängen mit uns interessiert sind.

Ich habe jetzt davon abgesehen, das ganze Tohuwabohu zu schildern, das zusätzlich dadurch entsteht, daß bei diesen Kommunikationen ja auch immer noch Verlagsleute dazwischengeschaltet sind. Das läuft ja in Wahrheit so, daß wir uns an den deutschen Verleger wenden, der seinerseits sich an den französischen Verleger wendet, der wiederum an Miller und so weiter und so weiter. Da sind also immense Transmissionsprobleme dazwischen. Außerdem brodelt natürlich stets die Gerüchteküche, und das wirft ebenfalls Probleme auf. Das alles lasse ich jetzt einmal außen vor.

Aus all dem müssen wir schließen, es ist vorbei, da geht nichts mehr. Das alles läÙt uns aber auch fragen: Wenn in dieser offiziellen,

von uns eigentlich gewünschten und gewollten Weise nichts mehr geht, wie kann man dann anders weitermachen?

NORBERT HAAS — Ich will zu deiner präzisen Darstellung noch etwas hinzufügen. Du hast zu zwei Benennungen zähneknirschend zugestimmt, ich eigentlich zu dreien. Wie ich mich jetzt bei Deiner Erzählung erinnere, haben wir uns nicht nur darauf geeinigt, daß ich die *Ethik* übersetze, was wir in Paris mitgeteilt haben, sondern ich bin dann zu einem späteren Zeitpunkt auch noch von Miller als Übersetzer benannt worden. Und da habe ich dann besonders zähneknirschend zustimmen müssen, zu meiner eigenen Benennung. Ich bin an dem Punkt empfindlich, Miller hätte mir schreiben können, er finde es gut, daß ich es mache, oder so ähnlich, aber für ihn zählt offenbar etwas anderes. Er will die Übersetzer benennen und zwar alle. Jetzt möchte ich auch sagen, woher meine Empfindlichkeit rührt, sie rührt von etwas her, worüber Miller sehr genau Bescheid weiß, nämlich daß ich mich nicht als Repräsentant von etwas, für das ich nicht sprechen will, verwenden lasse. Es gab einen ersten großen Kongreß in Paris nach dem Tod von Lacan, an dem ich teilgenommen habe. Ich mußte aber bald merken, daß ich nicht einfach als Teilnehmer da war, sondern als Sprecher begrüßt worden bin. Reihum sind die verschiedenen Nationen aufgerufen worden von einem, wie ich sagen muß, ziemlich bonzigen Präsidium, um Bericht zu erstatten. Wie dann „Deutschland“ aufgerufen worden ist, war ich längst aus dem Saal. Miller hat mich dann in einer Kongreßpause angesprochen: Also, diesmal wollten Sie wohl nicht sprechen? Aber beim nächsten Mal werden Sie sprechen. Leider habe ich da etwas unklar geantwortet, ich war zu sehr verärgert. Warum? An dem Kongreß habe ich zum erstenmal eine deutliche Trennung wahrgenommen, am deutlichsten im Umgang ausgerechnet mit den sehr zahlreich erschienenen südamerikanischen Kollegen. Unter den Südamerikanern waren lebhaftere, sympathische, unruhige Leute auf der einen Seite und auf der anderen bonzige, die Lacanologie wie das Einmaleins herbetende, glatte Bürokraten, und nur diese saßen am Podium, umgeben von lobendem Kopfnicken der Veranstalter. Mir war plötzlich klar, wo die Flegel sitzen.

HANS NAUMANN — Was macht es allerdings so schwierig, einem Flegel zu sagen, daß er ein Flegel ist? Ich meine, es ist doch kein so großes Problem, jemanden zu sagen, wenn du mich benennen willst,

bin ich erstens kein Herausgeber mehr, und zweitens habe ich nicht mehr die Freiheit, überhaupt noch etwas zu machen, sondern dann kannst du dich ja gleich dransetzen, für mich zu sprechen.

NORBERT HAAS — Es scheint doch ein Problem zu sein. Man kann das in den einschlägigen Zeitschriften verfolgen, nicht im *Wunderblock*, aber in anderen. Wenn in Interviews die Rede auf Miller kommt, beiläufig der Befragte, seiner Antwort vorzuschicken, ganz persönlich hätte er einen untadeligen Umgang mit ihm. Ich würde gerne jetzt einmal sagen, daß das für mich nicht zutrifft. Ich habe mich zu viel ärgern lassen und auch nicht immer klar reagiert. Ich habe halt in der Sigmund-Freud-Schule ab und zu mal etwas davon erzählt, natürlich in der Hoffnung, es würde uns etwas einfallen. Aber bestenfalls, das war im Hotel Hafen Hamburg, hat dann einer, Hans war es, gesagt, dem müßte man mal auf die Finger klopfen.

HANS NAUMANN — Dazu steh' ich immer noch.

NORBERT HAAS — Tja.

VRENI HAAS — Worauf die Sigmund-Freud-Schule in Schreck erstarrte.

HANS NAUMANN — Was so ärgerlich ist, daß man den Benennungsvorgang nicht umdrehen kann, indem man sagt, jetzt benennen wir dich zum Herausgeber der Schriften auf Deutsch, mal sehen, welche Übersetzer du dafür findest.

NORBERT HAAS — Es läßt sich nicht umkehren, weil beide Seiten eine andere Sprache sprechen. Dafür noch ein Beispiel. Lacan hatte seinerzeit Miller vorgeschlagen, daß für das Seminar sie beide verantwortlich zeichnen, daß also dort, wo bei einem Buch der Autor erscheint, die Namen beider, Lacans und Millers stehen sollten. Miller hat mir das selbst erzählt. Als wir ihn dann bei dem *Encore-Besuch*, und wir hatten wirklich Anlaß dazu, darauf angesprochen haben, meinte er, damit sei nicht zu scherzen, on ne rigole pas. Einen Scherz wollten wir aber gar nicht machen, wir dachten nur, der Vorschlag Lacans wäre wirklich die Lösung für manches. Es ist

eben eine andere Sprache, mit der wir dauernd konfrontiert worden sind. Miller denkt genealogisch, vielleicht sogar dynastisch. Die diversen Einladungen, Verwandtschaftsbeziehungen aufzunehmen, habe ich halt immer abgelehnt. Das mußte vielleicht manchmal sogar als beleidigend aufgefaßt werden, aber ich konnte nicht anders. Das sind auch irgendwo Unwägbarkeiten. Klarer ist es mit den Benennungen, über die wir gesprochen haben, da ist eine echte Unvereinbarkeit. Auf das Geleise, auf dem er sich da bewegt, kriegt er uns nicht, und ich sehe da auch nichts, das dazu nötigen könnte. Über das persönliche Verhältnis zu Miller kann ich nur sehr schwer sprechen. Er hat manches getan, das ich hoch einschätze, anderes finde ich Mist und einiges verstehe ich nicht. Mein Exemplar des Ethikseminars habe ich von Miller überreicht bekommen. Mit Quadriga habe ich zwar einen Übersetzungsvertrag, aber trotz etlicher Anfragen hat mir Dr. Koch bis heute nicht ein einziges Exemplar des französischen Textes besorgt. Ich erwähne das, weil es mich ärgert, es ist einfach eine Rücksichtslosigkeit, wahrscheinlich ohne Gedanken dahinter, aber das ist es eben. Der eine macht sich keine Gedanken, der andere vielleicht zu viel. So steht auf dem Vorsatz meines Ethik-Exemplars, aus dem ich übersetze, ich zitiere es wörtlich: „Für Herrn Haas der dieses Seminar übersetzen wird in, ich wünschte, der Brüderlichkeit einer Arbeit unter der Aegide Lacans.“ Das ist hohe Sprache, ich kann sie lesen. Es ist aber nicht die meine.

VRENI HAAS — Ich habe gemeint, Du würdest vorher etwas ansprechen, was ich in diesem Zusammenhang interessant finde. Bei Miller funktioniert jetzt, vielleicht schon seit Lacans Tod, nichts anderes mehr als das genealogische Denken. Es ist richtig, wenn jeder Autor von den Rechten an seinen Werken seine Einkünfte hat, daß er darüber allein bestimmen darf. Er muß – oft auch mit einer Familie – davon leben, vom Schreiben, was eine fürchterliche Arbeit ist. Wenn diese Einkünfte und Rechte nun aber vererbt werden, wird es schwierig. Gegen die Vererbung der Einkünfte habe ich nichts einzuwenden. Aber daß Schriften, die Bestimmung darüber, was, wie und wann veröffentlicht werden darf, vererbt werden, da habe ich Schwierigkeiten. Ist eine Schrift nicht Allgemeingut, das jeder nutzen kann, zum Beispiel als Buch, wenn er dem Autor oder seinen Erben dafür bezahlt? Ein Autor kann seine Schriften zurückhalten, sie vernichten, aber ein Erbe darf das nicht.

HANS JOACHIM METZGER — Also, im Grunde macht das Recht ja eine Einschränkung. Es gibt beim Urheberrecht eine internationale Konvention, der zwar nicht alle Länder beigetreten sind, die aber vorsieht, daß, ich glaube, 90 Jahre nach dem Tod des Autors sein Werk *in the public domain* ist. Also eine gewisse Einschränkung. Da ist, denke ich, eine Inkonsequenz in der Rechtskodifizierung der Autorschaft. Das gilt für andere Dinge, an denen man Besitzrechte haben kann, nicht. Wenn ich zum Beispiel ein Haus besitze, dann gehört das meinen Erben auch noch nach 90 Jahren.

VRENI HAAS — Für die französische Ausgabe hat Lacan das so gemacht mit Schwiegersohn und Tochter. Besitz und Rechte sind bei der Familie geblieben. In Italien hat er aufoktroiert. Mit der deutschen Ausgabe hat er es anders gemacht. Es ist der interessanteste Versuch, auf den er wohl am meisten Gewicht gelegt hat, einmal, weil sich das Problem mit Heidegger und mit der Politik der Nazis in der Psychoanalyse ergeben hat, und zweitens, weil es die Sprache Freuds war, in die seine Texte übersetzt werden sollten. Genau dies hat Miller mit den Mittel der Genealogischen Politik unterbunden, etwas, das ein fragiler Versuch des Modernen war, ein Schritt in Neuland. Darüber bin ich Miller bitterböse, aber vielleicht ist er so doof, daß er nicht kapiert hat, was da anfang zu laufen.

HANS-JOACHIM METZGER — Das ist keine Frage von Dummheit, Vreni. Das meinst Du auch nicht so. Ich bezweifle, daß Gedankengänge, wie wir sie jetzt anstellen, ihn erreichen, aber nicht weil er dumm wäre, sondern weil er von vornherein davon ausgeht, daß man mit dergleichen wie dem Œuvre Lacans, mit all dem, was eine Bewegung ist – damit verbindet sich für ihn Politik. Und diese Politik *macht* er einfach. Ich glaube, er sieht überhaupt keine andere Option. Und es ist klar, daß er alle Vorteile nutzt, die sich ihm bieten. Daß das ein Problem ist im Hinblick auf das, womit er da arbeitet, mit dem Werk, und daß sich diese Politik daraus nicht unbedingt herleiten läßt, sondern vielleicht sogar das Gegenteil – ich bezweifle, daß er das sehen kann.

NORBERT HAAS — Wie immer, nach dem, was wir jetzt hier öffentlich sagen, kann er entscheiden: Jetzt ist Schluß, mit denen nicht mehr. Ob er so entscheiden wird, weiß ich nicht, Jochen meint, er tut eher nichts,

er bleibt, wie die letzten Jahre auch, auf Tauchstation, und wir haben den Käse wie bisher. Ich werde aber eines nicht tun, ich werde mich nicht zum Beerigungsunternehmer für die deutsche Lacan-Edition machen lassen. Es gibt Übersetzungen, die andere gemacht haben. Ich bin mir mit Jochen einig, daß wir diese Übersetzungen, sofern man mit ihnen arbeiten kann, zirkulieren lassen wollen, eine Zirkulation unterstützen, wo wir können. Das sind dann nichtkommerzielle Übersetzungen, meinetwegen Übersetzungen in progress, und dafür gibt es Datenträger, die dann eben unsere und anderer Arbeit tragen, auch wenn sie keine ISBN Nummer haben. Vielleicht ist doch vor einer größeren Öffentlichkeit zu sagen, was Tatsache ist: daß wir in unserer Arbeit blockiert werden durch das Verhalten von Miller und daß dies eine Arbeit ist, die von einigem kulturellem Interesse ist. Ich möchte sehen, ob ich nicht publizieren kann, was ich erarbeitet habe. Und dann ist noch ein Punkt, der mir wichtig ist: Wenn es offiziell nicht mehr geht, dann will ich nicht der sein, der kündigt. Es ist freilich absehbar, daß durch die Politik der Benennungen, wenn sie fortgesetzt wird, über kurz oder lang die Lacan-Edition nicht mehr die Edition ist, an der ich mit Jochen zusammen gearbeitet habe und weiterarbeiten möchte. Aber dann ist es so, daß wir auch nicht ganz machtlos sind, dann können wir sagen, das und das ist nicht tragbar. Der Herausgebervertrag mit Quadriga räumt uns da gewisse Möglichkeiten ein, wenn auch nur auf Zeit. Ich finde es jedenfalls falsch, das Handtuch zu werfen. Wenn es zum Bruch kommen soll, dann ist es besser, ich werde geschaßt. Andererseits wird jetzt hoffentlich bald einmal die Ethik-Übersetzung fertig, bei der mir Hans und auch Vreni hilft. Einer Approbierung meiner Arbeit durch Miller, ich habe es schon gesagt, werde ich nicht zustimmen. Ich werde die fertige Übersetzung Miller wahrscheinlich zeigen, ihn das eine oder andere noch fragen und ihn fragen, ob er Fragen zu der Übersetzung hat. Daß irgendjemand aber meine Arbeit „gutheißt“ oder nicht, das wird nicht geschehen. Auch da mal sehen, ob Miller begreifen kann, was eine notwendige Voraussetzung meiner Arbeit ist.

VRENI HAAS — Es gibt einen Punkt, wo Miller Euch, wenn Ihr Eure Konstruktion einhaltet, zumindest wenn Ihr es öffentlich macht, schassen muß, nämlich in dem Moment, wo ihr für das nächste Seminar, wie von Euch geplant, Jochen Metzger als Übersetzer benennt und nicht der Benennung Turnheims zustimmt.

NORBERT HAAS — Vor ein paar Wochen hat mir Jochen gesagt, und das ist richtig, es kann sieben Jahre gehen, bis der unterschreibt.

VRENI HAAS — Wenn dies öffentlich gemacht wird, ist das egal.

HANS-JOACHIM METZGER — Das ist keineswegs egal, Vreni. In der Zeit muß ich die erste Turnheim Übersetzung lesen und die erste Kaltenbeck-Übersetzung, muß daran arbeiten. Ich kann endlos ins Joch gezwungen werden, ohne daß sich da irgendwo eine Perspektive ergäbe. Ich bin durch den Herausgebervertrag gehalten, an jeder Übersetzung zu arbeiten, die einlandet. Ich stimme Norbert uneingeschränkt zu — ich habe mir das auch durch den Kopf gehen lassen — es macht absolut Sinn, sich rauswerfen zu lassen. Und das, was wir heute tun und was dabei herauskommen mag, ist für mich ein Hebel dazu. Aber nicht erst in sieben Jahren. Bitte nicht!

VRENI HAAS — Das sehe ich ein. Ihr solltet jetzt schnell reagieren, die ersten zwei Benennungen bestätigen, die dritte ausdrücklich ablehnen. Ihr könntet ihm auch Fristen setzen.

HANS-JOACHIM METZGER — Fristen setzen — das nützt alles überhaupt nichts. Fristen werden nämlich grundsätzlich nicht eingehalten. Das kennen wir doch zur Genüge. Ganz gleich, wem wir Fristen setzen, sei es dem deutschen Verlag, sei es dem französischen Verlag über den deutschen Verlag, oder auch Miller selbst — der braucht schlicht nicht zu antworten. Und er antwortet auch nicht.

Wenn das, was Norbert zum Geschäftwerden vorträgt, triftig ist, dann muß man alles vermeiden, was das Setzen von Fristen einschließt. Fristen werden, wie gesagt, nicht eingehalten. Und dann wirst Du auch nicht geschäft. Denn wenn Du eine Frist setzt, und diese Frist verstreicht, ohne daß etwas geschieht, dann ist das Handeln ja wieder an Dir. Dann muß Du demissionieren, bis dann aber eben nicht geschäft worden. Und zwar eben deshalb, weil Du eine Frist gesetzt hast.

NORBERT HAAS — Es gibt immer die Möglichkeit, eine Situation zu provozieren.

VRENI HAAS — Ja, wie wär's mit einer Provokation? Eine Fortführung irgendwelcher Verbreitung der Übersetzungen, der Arbeiten mit Über-

setzungen, vielleicht auch der Veröffentlichung dessen, was in Frankreich in Arbeit ist, in weiter Zukunft eine irgendwie bessere Edition? Eine Anlaufstelle, ein Kommunikationszentrum? Aber das sind alles Sachen, die Geld kosten, wo eine öffentliche Hand oder eine Stiftung, mehrere Stiftungen, beitragen müßten. Es muß gesammelt und archiviert werden. Denn: schön und gut, nach neunzig Jahren sind die Copyrights frei, aber zum Beispiel bei Freud, wie kommt man an diese jetzt freien Texte ran?

HANS-JOACHIM METZGER — Mit den Archiven ist das so eine Sache. Im Prinzip hat man jadie Möglichkeit, ein solches Archiv zu besuchen. Das Zeug von Freud ist zum Teil öffentlich in dem Sinn, daß niemand mehr Rechte daran hat. Das Problem ist nur, daß es da eine Tür gibt, und vor der steht Anna und will wissen, was Du da verloren hast.

NORBERT HAAS — Ja, das kriminelle Potential der Psychoanalytiker ist eben sehr gering. Selbst aus dem Vatikan holt man Zeug raus. Manchmal will mir scheinen, die ganze psychoanalytische Ausbildung ist darauf angelegt, den Respekt vor Türhütern einzuüben.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich habe vorhin einige Male in einer Weise moderierend geredet, die einige von Euch vielleicht überraschen mag. Ich kann mir nämlich nicht verhehlen, daß wir uns in eine prekäre Situation hineinmanöveriert haben und haben manöverieren lassen. Das hat zu tun mit der Öffentlichkeit, die man wünschen kann, darüber herzustellen. Ich bin deshalb ein bißchen vorsichtig mit Geschimpfe, Kritik und Wertung, weil ich mir nicht verhehlen kann, daß wir da lange Jahre manches nicht gesehen haben. Wenn ich das vor der Öffentlichkeit ausbreite, steche ich wie ein Dodel da. Deshalb habe ich vorhin den Versuch unternommen, die Probleme, die wir haben, an Probleme zu binden, die die Psychoanalyse hat, die es mit der Psychoanalyse gibt.

Wenn ich mich heute hinstelle und fange an zu schimpfen, was macht der da für eine miese Politik, da lachen doch nur alle. Und da muß ich ja inzwischen selbst mitlachen, weil ich mir die Frage stellen muß: was hast Du denn da für eine Chose laufen gehabt mit der Psychoanalyse?

Das kann man alles seit langem wissen, daß da irgendwelche Leute Politik machen, daß es da um Genealogie und Religion geht und so

weiter. Inzwischen sind aber ein paar Jahre ins Land gegangen und es ist ein bißchen still geworden um Lacan. Das hat natürlich auch mit anderen Rezeptionen, mit dem Verhältnis Deutschland Frankreich zu tun. Wenn man jetzt hier an die Öffentlichkeit geht, gibt es keinen großen Knall wie in Frankreich. Das mag Effekte in Paris zeitigen die kann man nur wünschen. Aber auch das solche Effekte zu wünschen – kommt mir reichlich verquer vor, denn eigentlich habe ich keine Lust, es interessiert mich garnicht, dem Miller einen vor den Karren zu schießen.

Ich habe für deutsche Leser übersetzt. Mich interessiert nicht, was in Paris läuft, mich interessiert, was *hier* läuft. Wenn man vor sechs oder sieben Jahren, auch vielleicht nach dem Erscheinen einer Übersetzung wie *Encore*, die nur ein oder zwei Leute hier rezensiert haben, sich getraut haben zu rezensieren wenn man damals an die Öffentlichkeit gegangen wäre, dann hätte das vielleicht einen Effekt gemacht. Es tut mir leid, aber wenn ich mir die Journaille angucke und mir überlege, aus diesem Gespräch etwas zu destillieren und das, zum Beispiel, an *DIE ZEIT* oder an die *FAZ* zu geben, wo man ja auch Leute kennt, von denen man weiß, daß sie sich dafür interessieren und daß sie es in seiner Bedeutung gewichten können und einen Artikel schreiben, da mache ich mir keine großen Illusionen, was das bewirken wird. Die Situation ist heute eine andere.

Geschaßtwerden hin, Geschaßtwerden her mir ist es eigentlich sehr viel wichtiger, wenn man überhaupt weitermachen will, daß man überlegt, wie und mit welchen Geldern. Alles andere ist mir, offen gestanden, zu kleinkariert. Der Zug ist für mich abgefahren. Ich mag auch gar nicht mehr die Kautele einbauen, auf die vage Aussicht setzen, daß man vielleicht in vier oder fünf Jahren wieder gerufen wird, weil sich dann herausgestellt haben wird, daß nichts läuft. Das interessiert mich nicht.

Die Überlegung, die wir angestellt haben wenn nicht offiziell zwischen Buchdeckeln mit dem Quadriga Verlag, wie dann anders die Edition fortsetzen, hat für mich auch damit zu tun, daß ich Konsequenzen ziehen möchte aus dem, was wir heute ein wenig angeschnitten haben, nämlich was Autorschaft bedeutet. Daraus möchte ich Konsequenzen ziehen im Hinblick auf die Herausgeberschaft. Alles, was uns problematisch ist bezüglich der Autorschaft, bezüglich der Frage der Rechte, gilt ebenso für die Herausgeberschaft. Das ist eine ähnlich prekäre Konstruktion.

Wenn man *jetzt* nach einer neuen Form von Edition sucht – und deshalb habe ich stets darauf verwiesen, daß uns heute die elektronischen *Mittel* dazu zur Verfügung stehen –, dann nach einer Edition, bei der grundsätzlich die Möglichkeit besteht, daß andere sie fortsetzen. Beispielsweise indem man etwas auf Diskette hat und sich das dann umschreibt, wie man es für richtig hält. Das demontiert bis zu einem gewissen Grad die Präntention der Herausgeberschaft, und daran habe ich ein großes Interesse.

Ich bin zwar dafür, wenn man das irgendwie zustande bringt, auch weiterhin gute Übersetzungen in die Welt zu lassen. Aber, bitte sehr, wenn wir heute die Möglichkeiten haben, daß Leser oder Leute, die selbst übersetzen, das ändern und dann verändert weiter zirkulieren lassen – da kann ich nur sagen: wunderbar! Dagegen möchte ich nichts unternehmen, im Gegenteil, ich möchte dazu nachdrücklich ermuntern, denn Verhinderungspolitik ist meine Sache nicht. Ich möchte Konsequenzen ziehen und zu einer Ermöglichungspolitik kommen. Sonst verliert für mich an Glaubwürdigkeit, was wir – ich bediene mich jetzt des Begriffs, den Norbert einige Male benutzt hat – für eine Politik verfolgt haben aus der Position des Übersetzers und Lesers heraus.

Denn wir haben – und das wird vielleicht in Karlsruhe oder sonstwo als unser Manko angesehen – wir haben eben keine analytische Vereinigung gegründet, wir haben eben nicht in Paris um Affiliation angesucht. Das ist es doch, was in einem fort erwartet wird. Wenn ich das produktiv enttäuschen will und will weiterhin die Position des Übersetzers oder Lesers halten, dann sehe ich nur diesen Weg.

HANS NAUMANN — Das würde auch dem Problem der Genealogie entgegenarbeiten.

HANS-JOACHIM METZGER — Absolut, absolut!

HANS NAUMANN — Das ist ein sehr sinnvoller und schöner Gedanke.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja, das ist ein sehr schöner Gedanke, Hans. Er hat nur einen Pferdefuß, und das sind die Finanzen. Ich werde mich jetzt sicher nicht als Übersetzer in die Position bege-

ben, das unentgeltlich zu machen. Ich will zwar damit im Sinne einer Kommerzialisierung kein Geld verdienen – das ist mir juristisch untersagt – aber die Übersetzungsarbeit muß irgendwie gestützt werden. Wenn wir das nicht erreichen, können wir die Übersetzungsarbeit nicht fortsetzen, das ist klar. Daran hängt es.

Wenn man nun den, wie Du sagst, schönen Gedanken einmal ausfaltet, dann muß man sagen, es wäre großartig, wir wären in Deutschland in der Situation, so etwas wie eine *fondation* zu haben, die von Leuten, die lesen möchten, ganz gleich, welcher Couleur, die an dem Werk interessiert sind, die von diesen Leuten finanziell unterhalten wird. Und dann kann man schauen, wer übersetzt.

Das würde natürlich eine Lawine von Folgefragen nach sich ziehen, denn dann hat man ja wieder eine Institution. Die muß von irgendjemand geleitet werden. Da sind dann doch wieder Herausgeber, und die werden dann auch bald wieder zu Repräsentanten.

Dieses Knäuel von Problemen müßte man auflösen, wenn man zu einem anderen Modus von Edition finden will. Sonst beschränkt sich das darauf – was man anstandslos tun kann –, Übersetzungen, die irgendwo angefertigt werden, in Umlauf zu bringen. Das ist aber nicht unser Interesse.

Norbert hat gesagt, und daran halte ich weiterhin fest, es ist ein gewisser Standard da, und für diesen Standard stehen wir ein. Jetzt ist zu sehen, ob sich ein Modus finden läßt, dies auch in Zukunft tun zu können.

Man muß dabei auch berücksichtigen, daß Millers Politik in Deutschland bislang offenkundig keinen Erfolg hatte. Er hat sicherlich die Vorstellung einer Lacanschen Internationalen. Dies ist keine Vermutung, sondern er hat das mir gegenüber einmal explizit geäußert. Dabei hat er keinerlei Berührungsprobleme mit der anderen Psychoanalytischen Internationalen, im Gegenteil. Er hegt wohl auch die Vorstellung, die IPA zu unterwandern, angefangen bei den Amerikanern.

Ich habe mir einmal die Mühe gemacht, ihm in einem langen Brief, an die 20 Seiten, auszubreiten, auf welche kulturelle und politische Situation die Lacan Rezeption hier in Deutschland trifft. Das war nicht lange nach dem Wechsel der Edition von Walter zu Quadriga. Ich wollte ihm klarmachen: Nun laß mal die Rechte raus und laß uns hier weitermachen, es ist schon schwierig genug gewesen, einen neuen Verlag zu finden. Wenn das wieder den Bach runtergeht,

besteht die Gefahr, daß man hier erst mal überhaupt nicht weitermachen kann. Es ist ja in Deutschland nicht so, daß alle Leute darauf gewartet haben, daß ihnen die Lacansche Heilsbotschaft verkündet wird.

Ich glaube nicht, daß Überlegungen dieser Art, die einerseits politisch ideologischer Natur waren, andererseits sich um die Situation der Psychoanalyse in Deutschland nach dem Faschismus drehen – mit den beiden psychologisch psychotherapeutischen Vereinigungen, DPG, DPV und so weiter –, bei ihm etwas ausrichten. Das alles hat man mehrfach versucht, ihm zu skizzieren, weil man wieder und wieder den Eindruck haben mußte, daß man in Paris überhaupt nicht versteht, was hier vorgeht. Ich habe übrigens auf diesen Brief hin nie eine Antwort erhalten.

Das ist auch eigentlich nicht verwunderlich, denn er hatte mir gegenüber in einem früheren Gespräch einmal umrissen, wie er sich das Aufrollen eines Landes denkt. Den Hebel dazu sah er in den Universitäten. Und als Modell dafür, wie man es anstellen muß, fungierte Argentinien. Dort gibt es die – wie heißt sie? – Diana Rabinowitch. So jemand müsse man finden – jemand, der sozusagen im Umfeld der Universitäten agiere. Das gelte auch für Deutschland, denn da werde Lacan ja auch vor allem von Universitätsleuten gelesen. Natürlich war ihm bewußt, daß das bis dahin in Deutschland so nicht funktioniert hatte, auch wenn hier, wie wir wissen, Philosophen und Literaturwissenschaftler eine große Rolle gespielt haben bei der Lacan-Rezeption. Deshalb hatte er sich überlegt, um an die deutschen Psychoanalytiker heranzukommen, müsse man den Weg über Amerika gehen. Er hat mir in dieser Banalität gesagt: Wir wissen ja, Deutschland ist kulturell sehr von den Vereinigten Staaten abhängig, und was in den USA läuft, das ist drei oder vier Jahre später auch in Deutschland gang und gäbe. Ich habe jetzt in den USA gute Kontakte aufgebaut. Wir werden da Leute finden, und dann stoßen wir nach Deutschland vor. Das ist die Denke von Miller.

NORBERT HAAS — Das reicht nicht einmal bis zur Elbe.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich spreche das jetzt noch einmal an, weil wir mit dem, was wir im Augenblick aufzubieten haben, doch verdammt alt aussehen. Miller hat eine Strategie. Die hat in Deutschland nicht gefruchtet, das war voraussehbar. In Deutschland so vorzuge-

hen, hat überhaupt keinen Sinn. Das belegt auch der Mißerfolg einer Zeitschrift wie *Wo Es war*, die ja ganz bewußt in diese Strategie eingebaut war. Ich bin bei der Gründungsveranstaltung dieser Zeitschrift zugegen gewesen. Das war eine gespenstische Veranstaltung. Es war von vornherein klar, man wollte von Paris aus, später dann auf dem Weg über Jugoslawien, in Deutschland Einfluß gewinnen. Ich habe demgegenüber argumentiert: Was bildet Ihr Euch ein! Wenn Ihr nach Deutschland wollt, müssen Leute vor Ort da sein. Da haben wir Probleme wie die Kassenanalyse oder das Psychotherapeutengesetz, da könnt Ihr nicht einfach von Paris aus irgendeinen Einfluß nehmen. Ich habe natürlich Kooperation angeboten, weil ich zunächst gemeint habe, die wissen es nicht besser, aber das interessierte alles nicht. Es kommt eben doch alles auf das hinaus, was wir als Genealogie bezeichnet haben. Man hätte gewiß zu allem Ja und Amen gesagt, wenn wir hingegangen wären und wie's so schön auf englisch heißt – seinen Arsch geküßt hätten.

NORBERT HAAS — Ich glaube nicht, daß wir so dumm dastehen. Natürlich gibt es Leute, die das alles gar nicht interessiert. Es gibt auch welche, die sich ins Fäustchen lachen. Aber Miller ist jemand, der nicht nur, wenn es um die Durchsetzung seiner Interessen geht, den Richter mobilisiert, sondern auch die Polizei. Ich glaube nicht, daß man bei uns hier dagegen ganz unempfindlich ist. Im genannten Argentinien hat er Seminarmitschriften, die zu Selbstkostenpreisen angeboten wurden, von der Polizei aus den Buchläden abräumen lassen. Wenn man auf solches hinweist, glaube ich nicht, daß man so ganz dumm dasteht.

HANS JOACHIM METZGER — Ich befürchte gerade, man steht genau so da in der Öffentlichkeit.

NORBERT HAAS — Weil man als realitätsfremd dasteht?

HANS JOACHIM METZGER — Ja, deshalb habe ich darauf verwiesen und gesagt, wenn ich hoffe, daß es irgendeinen Effekt hat, damit öffentlich zu werden, dann nur den, den Finger auf Probleme zu legen, die die Psychoanalyse hat. Aber nicht so, daß wir vorgeben, sie lösen zu können. Sondern so, daß man sie aufweist, daß man aufzeigt, daß es diese Probleme gibt.

Daß jemand mit der Polizei gegen irgendwelche Publikationen vorgeht, ist sicher *heavy*, gar keine Frage. Aber wird man nicht sagen: Ist zwar übel, ist kein guter Stil, aber er ist ja schließlich Rechteinhaber. Was soll er denn machen? Er hat schließlich das Recht dazu, er kann das tun.

NORBERT HAAS — Also nicht nur um Probleme der Psychoanalyse ginge es, sondern auch um Urheberrechte, Autorschaft, usw.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja, ich halte es für überaus wichtig, das Problem der Urheberschaft zu diskutieren. Wenn ich auch fürchte, daß man sich daran jetzt etwas verhebt.

NORBERT HAAS — Ja, sicher, also dumm in politischen und in rechtlichen Verhältnissen. Ich hätte eher gemeint, ich würde dumm dastehen, wenn ich bekannt gebe, daß ich viele Jahre lang geglaubt habe, es würde sich etwas ändern, weil Miller sich ändern kann. Möglicherweise bin ich da selbst einem genealogischen Denken aufgesessen. Zunächst war Lacan ja auch durchaus oktroyistisch, Vreni hat das Beispiel Italien genannt. Er war ja auch recht verärgert, die Geschichte erzähle ich immer, wie ich ihm andere Übersetzer vorgeschlagen habe. Er meinte einfach: Haas übersetzt und damit basta. Das war eine ziemlich schwierige Situation, ganz zu Anfang in den siebziger Jahren. Aber er hat dann doch meine Vorschläge akzeptiert. Vielleicht gibt es so etwas wie eine Sonderstellung der deutschen Edition, in die er nie hineinregiert hat. Vielleicht überhaupt der Bereich der deutschen Sprache, Lacan hatte da eine eigentümliche Zurückhaltung. Vielleicht hat er gesehen, daß er da nichts zu regieren oder zu oktroyieren hatte. Ich weiß es nicht. Bei den Italienern wares jedenfalls anders, und in Südamerika vollends. Vielleicht habe ich wirklich gedacht, Miller würde ihm auch da folgen.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich weiß nicht, inwieweit Ihr verfolgt – ich tu's wirklich nur mehr sporadisch –, wie sich die Praxis, sagen wir ruhig, seiner Schule in Paris in Texten niederschlägt. Die Vorstellung, da könne sich irgendetwas ändern, halte ich für völlig verfehlt. Für mich läuft alles, was nach dem Tod von Lacan in Paris in der Miller Schule passiert, auf Klippschule hinaus. Das unterscheidet sich, ein wenig überspitzt formuliert, inzwischen kaum mehr von irgendwel-

chen psychiatrischen Manualen. Gut, da sind scheinbar Lacansche Begriffe, da sind seine Algorithmen, aber es gibt ja beinahe schon Nachschlagewerke, wo man nachschauen kann, welchen Algorithmus packe ich auf welche Art von Psychose.

HANS NAUMANN — Da ist eine Scholastik entstanden.

HANS-JOACHIM METZGER — Deshalb stößt jede Intention, etwas offen zu halten, was, glaube ich, sowohl in unserer Lacan-Lektüre als auch in unserer Übersetzungspraxis schon früh ein Impuls gewesen ist, dort auf taube Ohren.

NORBERT HAAS Es wird halt immer Politik unterstellt. Wenn man etwas offen halten wollte, und das hat man ja wahrscheinlich zur Kenntnis genommen, ist dann vermutlich nur angenommen worden, wir hielten uns bedeckt. Zudem hat man die Edition über meine Person wohl perspektivisch falsch gesehen. Ich war in der Sigmund Freud Schule und ich bin Mitherausgeber des *Wunderblock*. Ich weiß, daß in Paris aufmerksam verfolgt worden ist, wo überall wir „Außenstellen“ hatten. Die Wirklichkeit aber ist, daß Hans ein Seminar in Hamburg machte, Robert Stalder eines in Basel. Außerdem sind wir halt gerne gereist damals für unsere Veranstaltungen, einzelne Mitglieder haben Vorträge hier und dort gehalten. Aber im Ganzen waren wir doch eine ziemlich antiimperialistische Truppe, die Sigmund Freud-Schule, eher etwas eigenbrötlerisch, was uns ja auch den Ruf eingebracht hat, wir seien unsichere Lacantonisten. Ähnlich der *Wunderblock*, der zudem immer auf seine Eigenständigkeit der „Schule“ gegenüber bedacht war. Man brauchte da nur das Impressum zu studieren um zu sehen, daß wir eben nicht wie die Zeitschriften in Paris und mittlerweile die Blättchen auch hierzulande überall in der Welt „Redaktionsmitglieder“ und „Korrespondenten“ hatten. Ganz im Gegenteil. Mal ist einer aus dem Grüppchen ausgetreten, dann ist er wiedergekommen, oder auch nicht. Auch das war nicht gerade ein Stoßtrupp und ist es auch heute nicht. Wirkung haben wir freilich gehabt, und das hat dann auch verblüfft.

VRENI HAAS — eine Ähnlichkeit damit ist bei allen deutschsprachigen Gruppen festzustellen. Hier ein Seminar, dann ein Briefchen aus Zürich, das eine Übersetzungsarbeit in den Osterferien auf Elba

vorschlägt. Wir müssen auch sehen, daß Miller keinen Dummen gefunden hat, der ihm den Klippschulhalter in Deutschland, Österreich oder der Schweiz macht. Nur die Jugoslawen in Laibach/Ljubljana. Auch in Paris hat er niemanden gefunden, der auswandern würde, um etwas hier aufzubauen, keine der Gruppierungen in Deutschland, Österreich oder der Schweiz hat um Affiliation gebeten. Dagegen gibt es eine Menge kleiner selbständiger Aktivitäten. Ein Fingerzeig, daß die Leute, die arbeiten, ihre Arbeit selbständig in die Hand nehmen. Ich glaube nicht, daß aus diesen Arbeitskreisen jetzt Schadenfreude aufkommt, eher Erleichterung, daß sich etwas bewegt.

HANS NAUMANN — Ich verstehe inzwischen nach diesen Argumenten, die mir teilweise neu, teilweise bekannt waren, nicht, wieso wollt ihr Euch von jemanden schassen lassen, der solch ein seltsames Machtbegehren in sich hat? Das ist doch keine Ehre, von solch einem geschafft zu werden. Im Gegenteil, also ich würde eher sagen, nicht jetzt das Handtuch werfen, sondern Eure Arbeit, wenn wir an ihr Interesse haben und an den deutschen Leser denken, weitermachen, und diesen Weg verfolgen, den Du angedeutet hast. Und die andere Seite wäre, dann auch wirklich einen Skandal so zu provozieren, daß man sagt, daß man sich selbst düpiert, reingelegt hat, aber genauso klar sagt, mit dir nicht mehr. Der wird ja wohl auch keine Dummen mehr finden, so nehme ich an.

NORBERT HAAS — Es macht keinen Sinn zu sagen: mit dir nicht mehr, weil nämlich sofort dagegen gehalten werden kann: auf euch war ich nie angewiesen. Das Geschäft werden will ich wirklich nicht betonen, es wäre mir nur lieber, ich würde gekündigt und bekäme die Gründe dafür gesagt. Das Beste ist aber, wir tun jetzt, was wir tun können und sehen, was dann passiert. Allerdings ist dann noch das, was Jochen zu bedenken gibt: daß wir nämlich vertraglich gebunden sind, uns mit den beiden Seminaren zu beschäftigen, wenn sie vorliegen.

HANS NAUMANN — Und Ihr wollt da auch nicht vertragsbrüchig werden. Man könnte doch auch sagen, wir haben da einen Fehler begangen. Wir lassen uns nichts diktieren. Wieso nicht einbekennen, daß man sich hat reinziehen lassen in etwas, was man eigentlich nicht wollte? Wieso das nicht klar sagen? Das machen wir nicht. Und Du hast bisher ja auch noch keine Antwort bekommen, eine Antwort auf

der Ebene von Arbeitszusammenhängen, von Herrn Turnheim. Du hast ihm doch in einer möglicherweise scharfen, aber durchaus berechtigten Weise deine Antwort gegeben, und hast auf diese keine bekommen. Es geht doch nicht um Gerüchteküche, sondern um die Arbeit?

HANS-JOACHIM METZGER — Das Problem, Hans, ist eines der Perspektive. Es gibt von Norbert und mir Miller gegenüber die Erklärung eines Zugeständnisses. Wir haben erklärt, daß wir damit einverstanden sind, daß Kaltenbeck und Turnheim übersetzen. Das ist nicht revozierbar in dem Sinne, daß man sich geirrt habe.

HANS NAUMANN — Ich will es nicht, kann ich doch sagen.

HANS-JOACHIM METZGER — Ja, gewiß, das kann ich sagen. Dann muß man den Weg der Kündigung des Herausgebervertrages beschreiten. Denn ich kann das zwar sagen. Das Problem dabei ist nur, daß das nicht in die Vertragsverhältnisse zwischen den beiden Verlagen eingreift. Ich habe einen Vertrag ja nur mit dem deutschen Verlag und nicht mit Miller. Miller gegenüber gibt es, wie gesagt, die Erklärung eines Zugeständnisses. Aber es bestehen Verträge zwischen den beiden Verlagen, und ich sehe nicht, daß man erreichen könnte, daß diese Verträge gekündigt werden.

Dabei muß man auch berücksichtigen, wer derjenige ist, an den man sich wenden könnte, Quadriga gehört, wie Ihr wißt, zur Beltz Verlagsgruppe. Der Verleger, Herr Beltz-Rübelmann, involviert sich da wenig. Im Grunde gibt er dergleichen Casus an den Lektor, Herrn Koch, weiter, der jetzt auch Verlagsleiter von Quadriga ist. Herr Koch ist aber inzwischen selbst schon viel zu sehr – wie soll man sagen? – konfundiert durch das ganze Hin und Her zwischen den Verlagen, durch die nicht herbeizuführende Verständigung zwischen dem französischen und den beiden deutschen Herausgebern. Herr Koch ist längst nicht mehr handlungsfähig. Leider ist er obendrein auch jemand, der halt gern durch die Gegend fährt und an der brodelnden Gerüchteküche sich wärmt. Da ist nichts zu erwarten. Selbst wenn wir jetzt an den Verleger schreiben würden, das sei nicht unsere Geschäftsgrundlage, in unserem Vertrag stehe das und das und da komme aus Frankreich nun etwas ganz anderes das würde nichts ausrichten.

Im Grunde genommen bleibt der Schwarze Peter schon da: entweder man kündigt den Herausgebervertrag, oder man sorgt dafür, daß man rausgeschmissen wird. Wofür man nun wirklich auf verschiedene Arten sorgen kann. Würde man beispielsweise eine Piraten-Edition herausbringen, dann wäre das für den deutschen Verlag natürlich ein Anlaß, uns abzumahnern oder uns rauszuschmeißen. Und man kann sicher sein, daß der französische Herausgeber und Mitautor – das sollte man stets mit anführen, denn er beansprucht das ausdrücklich: Mitautor zu sein – dann auch tätig werden wird. Wenn man darauf spekuliert, öffentlich einen Effekt zu machen, ist der Herauswurf jedenfalls vorzuziehen.

NORBERT HAAS — Vielleicht ist das Gewicht auch gar nicht so sehr in Paris. Herr Koch hat uns jüngst einen Brief geschrieben, in dem er uns mitteilt, er wisse jetzt nicht weiter. Jetzt sagen wir: Wir wissen weiter. Allerdings nicht auf der Basis der Probleme, wie sie uns von Paris gestellt werden.

VRENI HAAS — Zumindest hat der Herr Kaltenbeck seinen Vertrag nicht unterschrieben. Das macht die Situation noch komischer.

NORBERT HAAS — Aus dem Blickwinkel von Miller gesehen vermutlich gar nicht. Er braucht doch keine deutschen Herausgeber, wie er Jochen gegenüber gesagt hat. Das ist zwar eine Verkennung der Arbeit, die die Herausgeber geleistet haben, aber wenn er das so meint, dann können wir daran nichts ändern.

HANS-JOACHIM METZGER — Vreni, Du hast eben gesagt – und ich sehe das nicht anders –, das Offenhalten von Möglichkeiten statt des Verschließens durch Institutionalisierung, Verschulung, Politisierung habe durchaus gewisse Früchte getragen. Welche Früchte das im einzelnen sind, das könnt Ihr drei im Augenblick sicher besser beurteilen als ich, denn ich habe in den letzten vier Jahren wenig beobachtet und war auch nicht auf irgendwelchen Treffen oder Tagungen.

Wenn die Situation in Deutschland tatsächlich offener ist, dann stellt sich – bei allen Schwierigkeiten, die ich damit verbunden sehe – die Frage: ist es denkbar, irgendeine Art von Netzwerk aufzubauen, das sicherstellt, daß Texte in Umlauf gebracht werden, daß Leute betraut werden, die Gelder treuhänderisch zu verwalten, um damit

Übersetzungen zu finanzieren und so weiter? Das ist eine Möglichkeit, hinter die ich 20 große Fragezeichen setze. Andere Möglichkeiten sehe ich eigentlich nicht, denn öffentliche Quellen anzuzapfen für ein im Grunde juristisch riskantes Unternehmen, kann ich mir nicht vorstellen. Man kann so etwas natürlich anders deklarieren. Man kann sagen: wir gründen jetzt ein Archiv. So etwas ist möglich. Man kann es politisch geschickt aufbereiten – das ist dann aber eben wieder Politik. Diese Möglichkeit haben wir bisher nicht geprüft. Zunächst einmal steht die eine Frage im Raum, und wenn in Deutschland die Situation tatsächlich offener ist, kann man sich so etwas wie ein Netzwerk vorstellen. Allerdings ist meine Einschätzung gerade vor dem Hintergrund dessen, was Du im Zusammenhang mit Karlsruhe erwähnst, dergleichen ist uns ja in der einen oder anderen Weise oft genug zu Ohren gekommen, daß es da eben doch ein Repräsentationsproblem gibt. Es sind doch die Eifersüchteleien zwischen Freiburg und Berlin, zwischen Karlsruhe und Hamburg zu groß, und es gibt die Vermutung einer Arroganz unsererseits und auch vielleicht die Unzufriedenheit mit wie haben wir gesagt? – einer extremen Übersetzung wie der von *Encore*. Das alles geht, fürchte ich, so weit, daß so etwas wie ein Netzwerk eben nicht möglich ist. Oder jedenfalls nicht mit uns.

Ich sage ganz offen, ich würde gern an der Lacan Übersetzung weiterarbeiten in dem von Norbert mehrfach herangezogenen Sinn einer Garantie für Kontinuität. Aber sollte der Fall eintreten, man würde ein derartiges Netzwerk aufbauen und die Leute würden sagen: mit denen aber nicht – ich würde darüber keine Träne vergießen, denn für mich wäre es in Ordnung. Das ist nicht mein Problem. Wäre das mein Problem, dann hätte man das alles von Anfang an anders angegangen, nämlich viel politischer. Ich habe nicht das Problem, daß ich meine Hände im Spiel behalten will. Dazu ist die ganze Chose zeitweise doch zu nervend. Es bringt auch Genuß, gewiß, sonst würde man das nicht machen. Aber es hat auch noch ganze andere Seiten. So toll ist es denn auch nicht, daß man meint, man muß unbedingt der Lacan-Übersetzungsking sein.

NORBERT HAAS — Ja, an einer gewissen Kontinuität in der Arbeit an Texten liegt mir. Es gibt aber verschiedene Erfahrungen. Für einmal bin ich den Weg der Institutionalisierung gegangen, weil für mich die Sigmund-Freud Schule eine gewisse Garantie für die kontinuierliche

Arbeit am Text von Freud und am Text von Lacan dargestellt hat. Aus Paris hat man in der Zeit immer häufiger das Wort „Arbeitsübertragung“, gemeint ist „auf Lacan“, gehört, was Quatsch ist, jedenfalls in meinen Augen. In der Sigmund-Freud Schule, Hans muß das eigentlich besser beobachtet haben als ich, weil er nicht Gründungsmitglied war, hatten wir wirklich eine irre Konstruktion: Solange die vier Gründungsmitglieder zusammenbleiben, bleiben alle curricularen und Einweihungsfragen ausgespart. Als es dann auseinander ging, hat Lutz Mai vorausgesagt, genau das kommt jetzt aufs Tapet: Ausbildungsfragen und Passe Diskussion. Und genau so war es. Ich muß sagen, ich habe das damals nicht so klar gesehen, aber Lutz hat es gesehen. Mein einziger klarer Gedanke damals war: nichts wie weg aus der Institution, du wirst fett und unbeweglich und jedes Wort tut dir im Mund weh, wenn du sprichst, also nichts wie weg. Für mich war das wie nach 68, ein guter Teil meiner Freunde ist in den „organisierten Kampf“ verschwunden, also in den Grüppchen zum Aufbau von irgendwas, plötzlich war mein Telefon mausetot, von einem Tag auf den anderen. Vorher war eine intensive Zeit, nicht nur angenehm, aber intensiv, und die war jetzt vorbei. Es gibt vielleicht wirklich einen enormen Zwang zur Wiederholung in den Institutionen, aber daß sich da ein ehernes Gesetz über mir geschlossen hätte, das glaube ich auch heute nicht. Ich glaube immer noch, daß es die paar Leute gibt, mit denen zusammen ich in einer gewissen Kontinuität an Texten arbeiten kann. Wenn's das nicht gäbe, könnten wir aufhören zu lesen und zu schreiben. Emrich, einer meiner akademischen Lehrer, hatte so einen schönen Ausdruck zur Verfügung, wenn er sagte: Wenn das nicht mehr geht, können wir einpacken. Ich würde das zwar nicht auf mich anwenden, denn Lesen und Schreiben ist für mich nicht die Welt. Aber ein guter Teil davon schon.

HANS-JOACHIM METZGER Es gibt noch einen weiteren Aspekt, den man dabei heranziehen kann – wir haben darüber gesprochen, als ich das letzte Mal in Berlin war. Mich beschäftigt das wieder und wieder im Hinblick auf dieses Offenhalten in dem Sinne werden mir auch mitunter Fragen gestellt und stelle ich mir selbst Fragen, freilich, ohne daß ich dabei zu einer rechten Antwort komme. Ich erlaube mir, jetzt einmal von einer hohen Warte zu sprechen.

Ich bin – da ich etwas dazu getan habe, interessiert es mich über Lacan hinaus –, ich bin seit langem ganz und gar nicht zufrieden mit

der Art und Weise, wie die Rezeption französischer Theorie was immer das heißen mag, man kann es zunächst einmal so nennen, wie diese Rezeption in Deutschland verlaufen ist. Es gibt sehr wenige, von denen ich sagen würde, sie denken auf eigene Kosten weiter, sind aber auch in der Lage, das, was sie da zu denken bekommen haben, mit hiesigen Traditionen, die teilweise auch auf dem Umweg über Frankreich gewissermaßen hierhin zurückgekehrt sind, zu verbinden und damit produktiv etwas anzufangen. Ansonsten habe ich den Eindruck, daß sich esoterische Zirkel gebildet haben und daß es dabei in der Regel geblieben ist. Es gibt halt die Derridisten, es gibt diese und es gibt jene, Postmodernisten, Foucault Anhänger, die einen halten es mit diesem, die anderen mit jenem, mit Bataille, mit Baudrillard... Und schließlich gibt es auch noch Lacanianer... Das ist eigentlich nicht das, was ich mir unter einer befriedigenden Diskussion vorstelle.

Sieht man demgegenüber die angelsächsische analytische Philosophie an, mit dem Positivismus, dem Kritischen Rationalismus, aber auch mit Wittgenstein, die nach 1945 einen beträchtlichen Einfluß ausgeübt hat, so muß man feststellen, daß es da ganz anders verlaufen ist, weitaus produktiver, auch in der Auseinandersetzung mit hiesigen Traditionen wie zum Beispiel der Phänomenologie.

Ich frage mich oft, ob ich in der Hinsicht, was die neuere französische Theorie angeht, zu ungeduldig bin. Ich stelle mir aber auch eine andere Frage, nämlich ob es denn genügt hat, sehr, sehr viel Zeit in die Übersetzerei zu investieren, die alles in allem ja zweifelhafte Effekte hat. Ob man nicht viel mehr Kraft darin hätte investieren müssen, beispielsweise zu kommentieren. Denn man kann sich in der Situation, in der wir sind, auch sagen: Wir haben zwar, was Lacan betrifft, ein Resultat der Übersetzungs- und Editionsarbeit. Nun wird dies so aber wahrscheinlich nicht fortzusetzen sein. Warum auf Biegen und Brechen daran festhalten, weiter zu edieren und zu übersetzen? Ist dies nicht der Zeitpunkt, anders, nämlich publizierend, tätig zu werden? Wer lesen mag, der soll halt Französisch lernen. Oder man überläßt es den Initiativen, die es hier und da im Land gibt, daß Leute sich halt ihre Übersetzungen selber anfertigen. Warum müssen wir es machen? Es gibt genügend Probleme, von denen wir einige auch heute benannt haben und die es verdienen, kommentiert zu werden, weil es offenkundig kein Bewußtsein von ihnen gibt. Probleme, die auch uns behindern, weil es auch unsere Probleme sind im Umgang mit den

Texten, im Verhältnis zur Psychoanalyse. Es ist ja nicht so, als sähe das alles so erfreulich aus. Im Gegenteil. Es wird alles fortgeschleppt und bleibt ungelöst. Und ich weiß nicht, ob man angesichts dessen, daß wir alle mit anderen Dingen unser Brot verdienen, seine Kraft nicht lieber daran setzen sollte, hier und dort zumindest etwas zu kommentieren, was ja von anderen Leuten auch eingeklagt wird. Es ist ja nicht nur so, daß Leute kommen und fragen, warum die Edition nicht weitergeht. Es gibt sehr wohl auch Leute, die sagen: Ja, Ihr habt da früher den einen oder anderen Aufsatz geschrieben. Davon hätte man mehr erwartet. Wieso ist das nicht weitergegangen? Das ist durchaus etwas, das man sich fragen kann. Ich kann dazu nur sagen, in einer sehr langen Phase meines Lebens war das Übersetzen für mich ein absolutes Abenteuer und Faszinosum. Es hat mir ungeheuer viel gegeben zu übersetzen, mehr, als irgend etwas zu schreiben, was mir sehr schwer fällt. Nicht, daß ich es nicht könnte, aber ich habe aus der Übersetzerei ungleich viel mehr gezogen. Deshalb würde ich es schon gern fortsetzen, aber ich kann nicht verhehlen, daß ich mir die Frage nach dem Gewicht, dem Effekt dieser Aktivität stelle.

NORBERT HAAS — Eine ganze Zeit lang habe ich mir gedacht, es wäre nicht der schlechteste Effekt unserer Übersetzungsarbeit, wenn die Leser durch sie angehalten würden, Französisch zu lernen. Jetzt komme ich vor ein paar Monaten kurz an eine Tagung, die gestandene Lacanianer aus Paris und Berlin zusammen organisiert haben, und sehe, daß sich die meisten Teilnehmer diese Übersetzungsapparätschen ins Ohr klemmen. Die sind beim Eingang weggegangen wie die warmen Semmeln, an die Franzosen genauso wie an die Deutschen. Ich finde das himmeltraurig. Es geht aber noch viel weiter, dieses monolinguische Elend. Wenn heute ein junger Mensch auf ein deutsches Gymnasium kommt, dann hat er die Wahl zwischen dem Erstfach Englisch und dem Erstfach Französisch. Warum hat er nicht die Möglichkeit, zwischen Englisch und Französisch wählen zu können und dann zwischen einer arabischen und einer slawischen Sprache zum Beispiel? Es ist, als ob wir voll im neunzehnten Jahrhundert wären und uns dann auch noch vor diesem blamierten. Ich kann auch kein Arabisch und auch keine slawische Sprache.

VRENI HAAS — So ist das ganze Schulsystem. Ich denke manchmal, unser ganzes Denksystem ist noch so hoffnungslos 19. Jahrhundert.

NORBERT HAAS — Ja wirklich. Wir waren da, 1968, und meinten, wir tun weiß Gott was, um den Schulbetrieb umzuschmeißen. Dabei haben wir, was Sprachen anbetrifft, aber auch vieles andere, nur in unserer eigenen Nase gepuhlt. Ich würde ja am liebsten die ganze Diskussion um die Passe damit vergleichen: ein ziemlich westliches Töpfeschlagen, vielleicht auch nur Pfadfinderspielchen. Transmission der Psychoanalyse! Also, wenn einer will und ich meine, er kann's nicht, dann haue ich ihm ans Schienbein. Wenn er will und ich meine, er kann, dann jag ich ihn eben weg. Am liebsten würde ich ihm ein Stuhlbein hinterherwerfen, aber das habe ich bis jetzt nicht gebracht. So ungefähr stelle ich mir eine Praxis der Weitergabe vor, es ist für mich nicht anders lösbar. Stattdessen diskutiert man jahrzehntelang Lacans kuriose Organisationsphantasien...

VRENI HAAS — Wenn das bei der Passe so gewesen wäre, dann wäre alles anders gewesen. Statt eine jemanden runterzuhauen, wurde sie westlich angegangen. Man hörte, man redete, vielleicht lief's sogar aufs Diskutieren hinaus.

NORBERT HAAS — Nicht unbedingt. Lacan hatte da ein anderes Interesse, das unterstelle ich mal. Bei der Passe hat er an die Bonzen gedacht, weil die, er sagte das wiederholt, nach zwanzig Jahren nicht mehr wissen, warum sie ihren Beruf gewählt haben. Da muß dann eben junges Volk her, frisches Blut sozusagen, es ist ein bißchen wie mit den Drachen und den Jungfrauen im Märchen.

HANS-JOACHIM METZGER — Ich weiß ja nicht, wie es Euch ergeht. Mich ärgert es schon gewaltig. Da ist vor kurzem bei Fischer von dem unsäglichen Philosophieprofessor Taureck ein Ding erschienen, nennt sich *Lacan in der Diskussion*. Ich weiß nicht, ob Ihr Euch das angesehen habt. Vor allem die Beiträge von Taureck selbst sind philologisch von vorne bis hinten schlecht, da stimmt passagenweise nicht *ein* Zitat. Er beansprucht, große Entdeckungen gemacht zu haben, so zum Beispiel den *Horla* von Maupassant. Und da heißt es dann, der komme bei Lacan nie vor. Man schlägt *Encore* auf — man bräuchte ja nur im Register nachzuschauen, aber nicht mal das bringen die fertig. Und ausgerechnet der Fischer Verlag beglückt uns mit so etwas, der hat es gerade nötig, wenn man an die Freud-Edition denkt. Also, mir kommt angesichts von solchen Sachen der kalte Ärger hoch.

Ich habe mich dann hingesezt und etwas geschrieben. Aber ... ich habe ein Problem mit dem Schreiben von Kritiken. Das ist für mich mehr und mehr eine völlig überholte Form der Auseinandersetzung, eigentlich gänzlich überflüssig. Das wird zwar allgemein geübt, ist aber, genau gesehen, durch und durch unproduktiv. Denn entweder ich stelle etwas Besseres in die Welt das ist dann implizit Kritik, und zwar dadurch, daß es darüberhinausgeht, oder ich halte meinen Mund. Eine Kritik schreiben, das bewirkt nichts, das ist nichts als ein Rückzugsgefecht. Deshalb habe ich es in der Schublade liegen lassen, wie so vieles von der Art. Aber ich habe mich furchtbar geärgert und mich natürlich auch gefragt: Willst du daran weiterarbeiten mit Übersetzungen – wobei sich ja zeigt, wie aufmerksam die von anderen gelesen werden –, oder ist es nicht besser, selbst mal so ein Buch in die Welt zu setzen? Ich weiß nicht recht, was das für Effekte macht – Ihr habt da andere Erfahrungen. Du, Hans, machst ein Seminar in Hamburg – ich weiß nicht, was für ein Echo solche Bücher haben, aber Du müßtest das mitkriegen. Was mich angeht, ich denke hier nicht von den Bedürfnissen des Marktes her, aber das meiste von dem, was da geschrieben wird, ärgert mich ganz einfach. Ich kann nicht umhin festzustellen: da fehlt es an etwas. Von daher die Frage, ob es nicht sinnvoller wäre, auf diesem Terrain aktiver zu werden.

NORBERT HAAS — Die Philosophen stürzen sich geradezu auf den Namen des Vaters, das Gesetz etc. und spüren Morgenwind in ihren alten Segeln. Für mich liest sich das, was in letzter Zeit da angeboten wird, als zögen sie sich lauter verschwitzte Hemden an. Aber lassen wir's, für diesmal.

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

HEFT 1 J. Lacan: Beim Lesen Freuds · L. Mai: Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse · Ch. Schrübbers: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. ■ HEFT 2 Zur Theorie der Lehranalyse · L. Israel: Übermittlung und/oder Lehre. ■ HEFT 3 F. A. Kittler: Lullaby of Birdland · J. Hörisch: Wagner mit Homer D. Otto: Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“. ■ HEFT 4 H.-J. Metzger: Play it again, Sam! R. St. Zons: Literaturgeschichte am Leitfaden des Leibes Zur Theorie der Lehranalyse II. ■ Die HEFTE 5–10 sind VERGRIFFEN ■ HEFT 11/12 Cl. Lévi-Strauss: Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel Eine „Lacansche“ Psychose · L. Mai: Affekt und Effekt beim Zwangsneurotiker · F. Kittler: Flechsig/Schreber/Freud H. J. Metzger: Editorial · Rezensionen zu Abraham/Torok. ■ HEFT 13 Das Begehren zu schlafen. Eine Antwort Lacans · N. Haas: Antworten an Poinçon · R. Stalder: Schrift und Schreiben R. Nägele: Nietzsches Hexentrank: Ressentiment, Identität und Verneinung · N. Haas: Entere Gründ' · B. Schlossman: Lesen am Rande des Augustinischen Textes Miles Davis im Gespräch. ■ HEFT 14 J. Lacan: Vorschlag vom 9. Oktober 1967 (Auszug) · N. Haas: Der Szientismus Freuds · D. Hombach: Freuds Traum · W. Seitter: Die Königin als Ausweg aus der vaterlosen Gesellschaft · H. v. Helmoltz: Robert Mayers Priorität. ■ HEFT 15 N. Haas: Laurence Bataille L. Bataille: Das Begehren des Analytikers und das Begehren, Analytiker zu sein Jacques Alain Miller/François Ansermet: Gespräch · P. Warsitz: Gestalt und Struktur. ■ HEFT 16 G. Gould: Rat an eine Abschlußklasse · A. L. Stern: Wo Es War: Weiss.Ein Dunkel · N. Haas: Zum Unternehmen der Technik R. Nägele: Offenbare Geheimnisse H. Gallas: Kleists „Penthesilea“ und Lacans vier Diskurse · A. W. M. Mooi: *Der symbolische Vater* ■ HEFT 17 V. Haas: Astrid Lindgren. A. Lindgren: Das grenzenloseste aller Abenteuer H.-J. Rheinberger: Organismus und Organisation · D. v. Hoff: Marguerite Duras: eine „filmende Schriftstellerin“ J. Périn: Les Portes/Die Türen... · N. Haas: Pariser Romanze R. Krokowski: Das „g a-h-Motiv“. Notiz über das Verhältnis von Arbitrarität und Fixierung H. J. Metzger: Den Analytikern ins Stammbuch geschrieben ■ HEFT 18 A. Birnbaum: Über den Wunsch, das letzte Wort in der Geschichte zu behalten... · D. Otto: Peter Handke beim Vorlesen und Sprechen J. Riguet: Freud und Peano wiederlesen · D. Hombach: Zur Logik selbstorganisierter Systeme ■ HEFT 19 N. Haas: Über die Zeit der Psychoanalyse Th. Roos: Zu Bob Dylan · S. Weber: Genets „Balkon“ · D. Hombach: Selbstorganisierte Systeme, 2. Teil H. Wittenbecher: Zu den beiden deutschsprachigen Ausgaben von Freuds „Entwurf“ ■

SONDERHEFT 1 LACAN LESEN – EIN SYMPOSION mit Beiträgen von M. Frank, F. Kaltenbeck, N. Haas, L. Mai, P. Müller, J. Prasse.

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig. Das Einzelheft kostet DM 15,-; das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 55,-. Versandkosten: Einzelheft DM 4,-; Abo von vier Heften DM 15,-. Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK 10707 Berlin, Konstanzer Str. 11, und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Hefes möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem Verlag schnellstens mitzuteilen.

Schriftenreihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse

Herausgeber: Wissenschaftliches
Zentrum II für Psychoanalyse,
Psychotherapie und psychosoziale
Forschung der Gesamthochschule
Kassel, Gottschalkstr. 26,
D-34109 Kassel

FRAGMENTE

Die letzten erschienenen Hefte:

39/40 DAS ANDERE DENKEN.
Zur Ethik der Psychoanalyse
(Dezember 92).

41 Geschriebene Bilder. Das Theater
der Repräsentation (Juni 93)

Bitte fordern Sie ausführlichen
Prospekt an. Beziehen können Sie
Fragmente über den Buchhandel
oder den Verlag Jenior & Pressler,
Lasallestr. 15, 34119 Kassel.
(ISSN 0720-5813)

Fragmente-Preise:
Einzelheft DM 20,-/Doppelheft
DM 30,-

42/43 **aus dem Inhalt:** U.A. Müller *Die Wiederkehr der Illusionen* M. Schuller *Zum Abschied. Eine Miscelle* Th. Lipowatz *Ethik und politischer Diskurs* R. Riha *Inhaltliche Probleme der formalen Demokratie* S. Žižek *Über Ich bei Nichterscheinen* U. Sonnemann *Das Links-Rechts-Verhältnis als Fototrick* G. Treusch-Dieter *Frauen im Nationalsozialismus* H.-M. Schönheit-Mann *Das Wesen des Politischen u.a.*

ISBN 3 - 88122 - 765 2

42 / 43 **Mythen des Politischen**

Ich bestelle: _____ Ex. der Sondernummer LACAN LESEN

_____ Ex. Heft _____ des WUNDERBLOCK

_____ Ex. Heft _____ des WUNDERBLOCK

_____ Ex. Heft _____ des WUNDERBLOCK

Ich abonniere _____ den WUNDERBLOCK ab Heft _____

Bei der Bestellung eines Abonnements direkt beim Verlag weisen wir darauf hin, daß der Besteller das Recht zum Widerruf der Bestellung durch schriftliche Erklärung an den Verlag DER WUNDERBLOCK, 10707 Berlin, Konstanzer Straße 11, hat und daß zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Die Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Hefes möglich.

Datum, Unterschrift

Zahlung nach Rechnungsstellung

Ich bestelle: _____ Ex. der Sondernummer LACAN LESEN

_____ Ex. Heft _____ des WUNDERBLOCK

_____ Ex. Heft _____ des WUNDERBLOCK

_____ Ex. Heft _____ des WUNDERBLOCK

Ich abonniere _____ den WUNDERBLOCK ab Heft _____

Bei der Bestellung eines Abonnements direkt beim Verlag weisen wir darauf hin, daß der Besteller das Recht zum Widerruf der Bestellung durch schriftliche Erklärung an den Verlag DER WUNDERBLOCK, 10707 Berlin, Konstanzer Straße 11, hat und daß zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Die Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Hefes möglich.

Datum, Unterschrift

Zahlung nach Rechnungsstellung

